Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Lavinia.

Erster Band.

Lavinia.

Roman

von

G. Ruffini.

Aus dem Englischen übersetzt

von

Auguste Lewald.

Mit einer Einleitung von Adolf Stahr.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Otto Janke.

Einleitung

von

Adolf Stahr.

Die vorliegende Romandichtung des Italiäners G. Ruffini, deren deutsche Uebersetzung ich mit ein Paar begleitenden Worten bei ihrem Eintritte in das deutsche Publikum einzuführen veranlaßt werde, gehört zu den letsten Arbeiten des Dichters, der sich seit etwa funfzehn Jahren einen ehrenvollen Namen in der neueren Europäischen Romanliteratur erworben hat.

Freilich wird der Roman in den Augen mancher Leser einen Fehler haben: er ist nicht „ganz allerneusten" Datums, denn das Original ist schon vor einigen Jahren erschienen. Doch kann dies nur ein Fehler in den Augen solcher Leute sein, für welche dichterische und überhaupt literarische Produkte auf gleichem Schätzungsfuße mit den Erzeugnissen ihrer wahren

Muse, der Mode, stehen, auf deren Gebiete bekanntlich das Neue, Neuste und Allerneuste, und wäre es auch das Häßlichste und Geschmackloseste, immer den Vorrang des Interesses und der Schätzung behauptet. Diese Art von Lesern — und es fehlt an ihnen unter uns nicht — werden stets geneigt sein, den schlechtesten Roman, wenn er nur haute nouveauté ist, einem andern noch so guten und lesenswerthen vorzuziehen, den sie zwar nicht kennen, dessen Namen und Titel sie aber doch bereits vor Jahr und Tag irgendwo gelesen oder nennen gehört haben.

Zu diesen nicht mehr ganz neuen, aber vorzüglichen Romanen gehört nun meiner Ansicht nach Ruffini's Lavinia, wie alle mir bekannten Arbeiten des vortrefflichen Italiäners durchaus, und ich bin ebenso überzeugt, daß diejenigen Leser, die in der Lektüre von Romanen mehr als frivolen „Zeitvertreib“ suchen, dieses Werk mit Genuß lesen werden, das sie obenein getrost ihren Frauen und Töchtern in die Hände geben mögen — ein Vorzug, den Ruffini's Dichtungen überhaupt nicht nur vor der großen Mehrzahl der französischen, sondern auch vor gar manchen vielverbreiteten deutschen Romanen der Gegenwart voraus haben. Denn Ruffini's Romane ruhen sämmtlich auf dem Fundamente einer gesunden, ächt

sittlichen Grundlage und auf dem Adel eines edlen und reinen Empfindens; sie sind belebt von jener Art schöpferischer Phantasie, die vorzugsweise auf diejenige Wahrheit gerichtet ist, welche diesen Namen in einer Dichtung wirklich verdient, auf die ästhetische, d. h. auf die mit Schönheit verbundene Wahrheit.

Aber wer ist Ruffini eigentlich? Auf diese Frage dürfte die Antwort schwierig sein. Zwar ist er, wie gesagt, ein namhafter Dichter, von dem ein halb Dutzend und mehr Werke in die Tauchnitz-Collection aufgenommen, und dessen Romane in den Europäischen Hauptsprachen erschienen sind. Dennoch geben merkwürdigerweise weder das allerneuste Brockhaus'sche Conversationslexikon, noch der sonst so zuverlässige Pierer, noch endlich die Biographie universelle des Contemporains die kleinste Notiz über einen Dichter, dessen „Doktor Antonio", dieser reizende, in der ganzen gebildeten Welt bekannte Roman, allein hinreichen würde, seinem Verfasser einen Ehrenplatz unter den neueren Romandichtern zu sichern.

Was ich über ihn weiß und zum Theil durch mündliche Mittheilung von dem Dichter näher stehenden Personen erfahren habe, ist etwa Folgendes:

Guiseppe Ruffini ist geboren in dem kleinen Städtchen

Taggia an der Riviera di Ponente, nur wenige Stunden entfernt von Bordighera, also auf dem eigentlichen Schauplatze, auf welchem sein am meisten bekannter Roman, Doktor Antonio, spielt. Daher die Vorliebe, mit welcher der Dichter im funfzehnten und den folgenden Kapiteln dieser Dichtung das Städtchen Taggia und seine Bewohner schildert. Der französische Uebersetzer seiner ersten Sachen hatte ihn zu einem Grafen gemacht, was Ruffini zu der Erklärung veranlaßte, daß er weder auf diesen noch auf irgend einen andern Titel in der Welt Anspruch habe. Guiseppe Ruffini gehörte zu der großen Zahl derjenigen jungen Männer Italiens, welche vor 1848 ihre glühenden Wünsche und Hoffnungen für die Freiheit ihres Vaterandes eben so schwer zu büßen hatten, wie unsere deutsche Jugend der Burschenschaften von 1817—1832, und zwar durch dieselben Herrscher, welche später die Erndte von demjenigen hielten, was Jene gesäet hatten. In einem seiner ersten bedeutenden Romane, im „Lorenzo Benoni,“ hat er, wie man mir sagte, die Geschichte seiner Jugenderlebnisse geschildert. Glücklicher wie viele tausend andere seiner Gesinnungsgenossen, entging er dem Kerker, vielleicht dem Henkerbeile durch die Flucht aus dem Vaterlande.

Von da ab fehlen Nachrichten über seine persönlichen

Schicksale. Wir wissen nur, daß er sich nach London begab, wo er seine schriftstellerische Laufbahn und zwar in englischer Sprache begann. Die Romane „Lorenzo Benoni“ und „Doktor Antonio“ begründeten zuerst seinen Ruhm. Ihnen folgten verschiedene andere, unter ihnen die Romane Lavinia, und Vincenzo, die reizende Idylle „A quiet Nook“ (Ein stiller Winkel), die Schilderung seines Stilllebens in einer Schweizerischen Pension, und die humoristische Schilderung der Kinder Alt-Englands in Paris, die ich nur in der französischen Uebersetzung „Découverte de Paris par une famille anglaise traduit par G. Lisse et P. Pétroz (Paris, Wetzel 1862) kenne. Nächst der Lavinia ist „Vincenzo“ der letzte größere Roman des Autors, der in der neuesten Zeit von London nach Paris übergesiedelt, dort in der Rue Vintimille in stiller Zurückgezogenheit lebt.

Ruffini ist der erste Italiener, der den modernen Sittenroman zu kultiviren unternommen hat. Bis dahin hatten sich alle Romandichter seines Volks, die Manzoni, Azeglio, Guerrazzi, Rossini, Grossi und ihre Nachtreter sämmtlich auf den historischen Roman in der Manier der Promessi Sposi beschränkt, und, da sie in Italien und Italiänisch schrieben, aus leicht begreiflichen äußern und innern Gründen, beschrän-

ken müssen. Ruffini unterlag dieser Beschränkung nicht. Im Auslande lebend, in englischer Sprache, nicht sowohl für seine Nation als für ein Europäisches Publikum schreibend, dem er die Natur und den Charakter, die Leiden und Hoffnungen seiner Landsleute und ihre Würdigkeit eines besseren Looses begreiflich zu machen strebte -- eine Tendenz, die durch alle seine Romandichtungen hindurch geht — war er in der Lage und war er durch seinen, im Auslande erweiterten, geistigen Horizont befähigt, jene Schranken zu durchbrechen, und Vorwürfe zu behandeln und Saiten anzuschlagen, die in der neueren epischen Literatur seines Volkes nicht behandelt und angeschlagen worden waren. Bis auf den heutigen Tag steht er in dieser Hinsicht unter den italienischen Romandichtern noch allein da. Im „Vincenzo" ist er sogar bis auf die neuste Zeit vorgegangen, indem er den Conflikt, in welchem durch die vorwaltende Beherrschung der italienischen Frauen vor und in der Ehe durch die Geistlichkeit, der moderne Mann mit der Frau geräth, in einem erschütternden Bilde veranschaulicht hat, das sich auf dem historischen Hintergrunde der gewaltigen Ereignisse von 1859 und den nächstfolgenden Jahren bedeutungsvoll abhebt.

Aber einen Nachtheil hat ihm der Umstand, daß er in

fremder Sprache zu schreiben genöthigt war, dennoch gebracht. Seine Werke, so beliebt im Auslande, so gern gelesen und so beifällig begrüßt in England, Frankreich und Deutschland, sind weit weniger, als man vermuthen sollte, in seinem Vaterlande Italien bekannt. So viel ich weiß, ist nur einer seiner Romane, der „Doktor Antonio", ins Italiänische übersetzt durch einen Freund des Verfassers, Bartolomeo Aquarone (Genova 1856), alle übrigen sind in Italien, wie ich mich in den Jahren 1866—1867 überzeugte, so gut wie unbekannt. Schon ein ebenfalls im Exile lebender Landsmann des Dichters rief vor zwölf Jahren klagend aus: „Alle civilisirten Nationen wetteifern darin, die Dichtungen unseres Ruffini in ihrer Literatur einzubürgern; nur in seinem Vaterlande scheint man des Propheten, nach dem Sprüchworte — nicht zu achten." Aber freilich ist die Kenntniß der englischen Sprache in Italien auch heute noch eine Seltenheit. Dazu sind die buchhändlerischen Verhältnisse jenes Landes der Unternehmung von Uebersetzungen wenig günstig, und endlich bis vor acht neun Jahren war eine solche Uebersetzung von Ruffini's Romanen in Italien schon aus politischen Gründen eine Unmöglichkeit. Seit 1859 aber ist das Italiänische Volk so ausschließlich von äußeren Erschütterungen und politischen Interessen in Anspruch genommen wor-

den, daß es für literarische Interessen kaum Sinn und Muße haben konnte, — ganz abgesehen davon, daß leider auch dort der moderne französische Roman der Frivolität, mehr als zu wünschen wäre, Verbreitung und Einfluß gewonnen hat.

In Deutschland ist das anders, und ich glaube, wir können in dieser Uebersetzung der Ruffinischen „Lavinia" den Anfang zu einer Gesammtübersetzung der Romane des Italiänischen Dichters begrüßen, die es weit mehr als die meisten französischen, ja selbst als viele moderne englische Romane verdienen, bei uns auf diese Weise eingebürgert zu werden.

Berlin, den 12. März 1869.

Adolf Stahr.

Erstes Kapitel.

In einem Maleratelier in der Via Svatina in Rom saß rittlings auf seinem Stuhl ein junger Mann, der, die Ellbogen auf die Lehne und das Kinn auf die übereinander gelegten Hände gestützt, festen Auges auf den Entwurf eines Bildes blickte, das auf einer Staffelei vor ihm stand. Es war eine große Leinwand, mit sechs Figuren in Lebensgröße im Vordergrund, — der Hintergrund war noch kaum entworfen — von denen vier fast beendet schienen. Die Hauptfigur der Gruppe stellte einen Krieger in altgallischer Tracht dar, von einem feurigen Rosse steigend und nun im Begriff, sein Schwert in die eine von zwei Wagschalen zu werfen, welche eiserne Gewichte enthielt, während die andere mit Gold gefüllt war bis zum Rande.

Der junge Mann beobachtete diese Gruppe keineswegs mit Wohlgefallen. Im Gegentheil, seine auffallend schönen Gesichtszüge trugen einen so lebhaften Ausdruck getäuschter Hoffnung und innerer Qual, daß es schmerzlich war ihn zu sehen.

In dem Augenblick klopfte es an die Thür, was der junge Mann entweder nicht gehört oder nicht beachtet hatte, und ohne ein „Herein“ abzuwarten, trat ein großer, stattlicher Herr in's Atelier, der eben so gut fünfzig als dreißig Jahre zählen konnte. Sein kurzgeschnittenes, fast weißes Hauptthaar und sein gleichfalls fast weißer, kurzgeschnittener Backenbart stimmten für die erstere Voraussetzung, während der noch jugendliche Ausdruck seiner Gesichtszüge die zweite als wahrscheinlich gelten ließ. Es war ein feines, schönes und denkendes Antlitz, aber so bleich, als ob der Kampf des Lebens keinen Blutstropfen in den Adern des Mannes zurückgelassen hätte. Daß er schwer gekämpft, verriethen die beiden tiefen Furchen, welche Sorge und Schmerz um seinen Mund gezogen hatten. Er war einfach und anspruchslos gekleidet, mehr seinem persönlichen Behagen, als der Mode Rechnung tragend, wie man aus den losen Falten seines dunkeln Beinkleides und dem weiten Gewande schließen konnte, das, halb Rock, halb Mantel, ihn bequem umgab. Um den Hals hatte er eine so schmale, schwarzseidene Kravatte geschlungen, daß dieselbe kaum unter dem herabgeschlagenen feinen weißen Hemdkragen hervorsah.

Es war nicht leicht, sofort zu entscheiden, welchem Lande der Fremde angehöre. Nach der Art seiner Kleidung, wie nach der bleichen Farbe und dem Barte zu urtheilen, gehörte er dem Kontinente an. Sein Auftreten dagegen verrieth, wie sein Gang und seine ganze Haltung, so viel Individualität und Selbstgefühl

sui generis, welche den Landsleuten des Kontinents selten eigen sind. Daher schien die Annahme am richtigsten, daß man einen Engländer, der lange im Auslande gelebt, vor sich habe. Wenigstens war die Art, wie er seine Hand dem jungen Künstler entgegenreichte und dessen Hand herzlich drückte, entschieden englisch, und hätten die Engländer nichts erfunden als diesen Händedruck, so würden sie dadurch allein schon ein großes Volk sein.

„Guten Morgen, Paolo; tüchtig bei der Arbeit gewesen, wie? Das ist recht! Ich dachte mir's, da Sie sich gestern Abend nicht mehr blicken ließen. Nun, lassen Sie doch einmal sehen. Heida! Drei neue Figuren fast in einem Zuge vollendet!" und dabei suchte der Sprechende in seiner Westentasche nach dem unscheinbarsten aller Lorgnons.

„Es lohnt nicht der Mühe, es anzusehen," sagte Paolo niedergeschlagen. „Gestern Abend stand es Alles fest hier," wobei er sich mit der Hand vor die Stirn schlug. „Ich legte mich zu Bett in der Hoffnung, heute Wunder auszurichten. Stand früh auf, arbeitete rüstig fort, und Alles ohne Erfolg. Ich habe Alles hier," und wieder schlug er sich vor die Stirn, „aber ich kann es nicht gestalten."

„Thorheit," entgegnete der Fremde, der jetzt sein Lorgnon auf die Leinwand gerichtet hatte und dieselbe aufmerksam betrachtete. „Ihre Vordergruppe ist in tapferem Styl; ich kann Sie versichern, sie ist sehr gut."

„Ich war ganz darauf vorbereitet, daß Sie etwas

Derartiges sagen würden. Sie merken, daß ich muthlos bin, und wollen mich trösten. Aber in dem Innersten Ihres Herzens wissen Sie, daß meine Arbeit nicht mehr und nicht weniger als mißlungen ist."

„So wahr ich Mortimer heiße, das weiß ich nicht. Wenn ich sage, es ist sehr gut, so meine ich es auch."

„Dann," unterbrach ihn Paolo, „sind Sie weniger Künstler, als ich annahm."

„Das mag sein," sagte mit ruhigem Lächeln der Andere, der sich Mortimer genannt hatte; „aber lassen Sie mich meine Meinung aussprechen, die dahin geht, daß ich vollkommen verstehe, wie Sie nicht zufrieden sind und bei Ihrer Leistungsfähigkeit nicht zufrieden sein können; denn nur die Mittelmäßigkeit genügt sich selber meist, während es ein trauriger Vorzug des Genius ist, sich niemals genug zu thun."

„Das ist ein Vorzug," sagte Paolo, „dem ich, vorausgesetzt ich wäre ein Genie, entsagen könnte, ohne daß mein Herz dabei bräche. Nennen Sie das lieber ein Schicksal als einen Vorzug."

„Nennen Sie es, wie Sie wollen," war Mortimer's Antwort; „entsagen können Sie demselben eben so wenig, wie irgend einem andern Theile Ihrer innersten Natur. Gleichviel ob Vorzug oder Schicksal, jedenfalls liegt eine hohe Absicht darin. Unterdrücken Sie diesen Trieb nach Vollkommenheit, dieses endlose Streben, das bereits Geschaffene, sei es auch noch so gut, zu übertreffen, diesen ewigen Drang nach erneuter Kraftanstrengung — und Sie ersticken die Wurzel und den

Grundzug der Hoheit und Würde im Menschen. Können Sie sich einen Sterblichen vorstellen, der vor seinem Werke steht und wie Gott ausruft: Und siehe da, es war sehr gut!"

„Sicherlich nicht," sagte Paolo, „und Sie können mich nicht für solchen Thoren halten, daß ich von Menschen erwarte, was nur das Attribut Gottes ist — Vollkommenheit. Was mich quält und was ich beklage, ist meine gänzliche Unfähigkeit, das Ideal herzustellen, wenn auch nur unvollkommen, das so klar in meinem Geiste lebt."

„Als ob dieser Widerstreit zwischen Konzeption und Verkörperung Ihrer Schöpfungen nicht in der Natur der Sache selbst läge," bemerkte Mortimer. „Wen darf es Wunder nehmen, wenn eine freie Schöpfung des Geistes und der Phantasie durch den Prozeß, den sie durchzumachen hat, ehe sie in die Wirklichkeit tritt, das heißt, ehe sie verkörpert vor uns steht, mindestens für Sie etwas eingebüßt hat von der Frische des ursprünglichen Gedankens. Wie dürfen wir erwarten, daß Geistiges, indem man ihm Gestaltung verleiht, nichts verliere von seinem Glanze, von seinem ätherischen Hauch? Habe ich Sie doch selber unzählige Mal dieser Ansicht beipflichten hören!"

„Das gebe ich zu und Sie mögen Recht und ich Unrecht haben," entgegnete Paolo in gesteigerter Verzweiflung. „Den Beweis davon habe ich leider vor Augen und fühle nur zu deutlich, daß ich nicht das Zeug in mir habe zu einem tüchtigen Künstler. Ich wünsche,

ich wäre wieder Zeichenlehrer und ernährte mich mit meinem Bleistift wie früher, die Stunde zu zwei Paoli. Damals wußte ich nichts von diesen geistigen Kämpfen, deren ich herzlich überdrüssig bin. Damals war ich glücklich; aber seitdem Sie mir den Ehrgeiz eingeimpft, seitdem Sie es sich in den Kopf gesetzt haben, aus mir einen Historienmaler zu machen, seitdem habe ich keine ruhige Stunde mehr."

Der bittere Ton, den des Engländers bis dahin sanfte und liebevolle Stimme annahm, und das heftige Zucken seiner schmalen Lippen offenbarten seine innere Erregung, als er sagte: „Gut, dann verwünschen Sie mich nur, und das auf der Stelle."

„Ich?" rief Paolo, wie aus einem Traum auffahrend.

„Ja, wie gesagt," fuhr der Engländer fort, „verwünschen Sie mich nur, als den Urheber Ihres Unglücks. Ihr Unmuth verrieth es ja, daß Sie glücklich sein würden, ohne mein Dazwischentreten. Ich bin an derartige Vergeltung schon gewöhnt. Fahren Sie nur fort, mich zu ver—"

Aber Paolo ließ ihn nicht ausreden, sprang auf seinen Freund zu, erfaßte dessen beide Hände, und indem er Mortimer freundlich in's Auge blickte, rief er aus: „Ich Sie verwünschen! Sind Sie denn von Sinnen, Mortimer? Sie verwünschen, meinen Freund, meinen zweiten Vater! Wie können Sie so etwas Entsetzliches aussprechen? Vergessen Sie mein thörichtes Betragen und halten Sie mich nicht für undank-

bar, nein wahrlich das dürfen Sie nicht thun, wenn Sie mich nicht tief beschämen wollen. Ich will ja Alles aufbieten, um Ihnen zu genügen. Stellen Sie mich nur auf die Probe. Verlangen Sie es und ich stürze mich über Hals und Kopf zum Fenster hinaus auf die Straße. Ja, überzeugen Sie sich von meiner Treue und unbedingtesten Ergebenheit!" rief Paolo, der leichenblaß, mit zitternden Händen und die Augen voller Thränen vor Mortimer stand, ein Bild leidenschaftlichen Schmerzes.

Glücklicherweise waren aber Mortimer's Zorn und die Kränkung, welche seines jungen Freundes klagende Vorwürfe in ihm hervorgerufen hatten, nicht so heftiger Natur, daß es eines Sprunges aus der dritten Etage auf die Via Svatina bedurft hätte, um ihn zu beschwichtigen und von der Ergebenheit Paolo's zu überzeugen. Er begnügte sich gutmüthig auszurufen:

„Ja, ja, immer in Extremen! Das ist rechte Künstlerart, und so wird es wohl bis an's Lebensende gehen. Doch nun genug davon; frischen Muth gefaßt jetzt, Paolo, und lassen Sie mich hören, was Sie eigentlich an Ihrer Gruppe auszusetzen haben."

„Ich will es Ihnen gern sagen, nur nicht gleich," entgegnete Paolo, der Mühe hatte seine Erregung niederzukämpfen. „Immer in Extremen, ja, da haben Sie's getroffen; ich schäme mich über mich selber. Wenn Sie nur auch verdrießlich und heftig sein und wenigstens zuweilen auffahren wollten mir zur Gesellschaft, das wäre doch noch ein Trost für mich. Aber nein;

Sie nehmen Alles so ruhig hin, und nichts vermag Sie aus Ihrem britischen Phlegma zu bringen."

„Oho, britisches Phlegma!" wiederholte lachend der Engländer. „Wie oft habe ich Ihnen nicht schon gesagt, daß unser sogenanntes britisches Phlegma, fast möchte ich es ein herausforderndes Phlegma nennen, gerade wie andere Artikel mit englischer Etikette, doch nur kontinentale Waare ist. Ich wünsche, Sie könnten von Zeit zu Zeit einen Blick in unser Unterhaus thun, oder sich einmal unsere Eisenbahnstationen oder irgend einen andern Zusammenfluß von Engländern ansehen, dann würden Sie eine richtigere Vorstellung von unserm Phlegma bekommen. Mein lieber Freund, wir sind wie Zündhölzchen, die man nicht anrühren darf, wenn sie nicht in heller Flamme auflodern sollen. Ein neuer Sänger, ein geschätzter Patriot, Tom Thumb, das Hippopotamos, Geisterklopfen, Tischrücken, oder was es sonst Neues gerade giebt, Alles und Jedes entzündet uns, wir gerathen sofort in Feuer und Flamme. Ja, wir und phlegmatisch! Wir sind die unbesonnensten, erregbarsten, tollkühnsten, enthusiastischsten Wesen unter der Sonne. Brennende Aetnas unter einem Gewande von Eis, bei uns ist das Leben ein Rennen, ein Stürmen, gleichviel ob in Lustbarkeit oder Geschäft, in Tugend oder Laster; wir übertreiben Alles. Unsere Staatsmänner und Gelehrten, Autoren und Künstler, alle arbeiten mit der Schnellpresse und sterben an geistiger Erschöpfung. Selbst die Trunksucht ändert bei uns Natur und Namen und artet in Delirium aus."

Paolo war zu unbekannt mit den Thatsachen, die Mortimer aufstellte, um deren Richtigkeit bestreiten oder bestätigen zu können, und zu beidem fehlte ihm auch die Stimmung, selbst wenn er mit der Sache vertraut genug gewesen wäre. Denn er kannte seines Freundes Grille, über sein Vaterland und seine Landsleute Meinungen aufzustellen, die zum Theil wenig schmeichelhaft ausfielen und oft den allgemeinen Ansichten über England widersprachen, und wußte, wie Mortimer in solchen Augenblicken einen Widerspruch so wenig gelten lassen wollte, als eine Zustimmung seiner Ansichten. Gerade wie eine zärtliche Mutter, die in richtiger Erkenntniß ihren unartigen Liebling schilt und doch weder hören mag, daß man ihr Recht oder Unrecht dabei gebe.

„Aber nun sagen Sie, Paolo," begann Mortimer nach einer Pause, während der er das vor ihm stehende Bild aufmerksam betrachtet hatte, „sagen Sie, was haben Sie eigentlich an Ihrem Brennus auszusetzen? Mir erscheint er als eine sehr schöne Gestalt."

„Sie werden mich für zu kritisch halten," entgegnete Paolo, „wenn ich behaupte, sein Ausdruck sei nicht charakteristisch genug für die That, die er begeht."

„Das heißt mit anderen Worten," sagte Mortimer, „Sie tadeln Ihren Brennus, weil er nicht in deutlich artikulirten Worten das berühmte: Vae victis! auszusprechen vermag. Nun, so stecken Sie ihm doch einen Streifen Papier mit den gewünschten Worten zwischen die Lippen, wie die alten Maler zu thun pflegten. Aber

Scherz bei Seite, lieber Freund, lassen Sie mich Ihnen wiederholen, daß jede Kunst ihre Grenzen hat, über die hinaus Alles Chaos und Verwirrung ist. Sobald es dem Maler gelingt, die charakteristische Leidenschaft, welche der Hebel ist für die That seines Helden, klar und wirksam darzustellen, — in diesem Falle wilde Verachtung und lüsterner Begehr — so sind Zweck und Ziel der Kunst vollständig erfüllt. Wir können uns also beruhigt von Brennus abwenden und zum Sulpitius übergehen. Was finden Sie an dem zu tadeln?"

Paolo stockte einen Augenblick, dann meinte er:

„Der Sulpitius ist steif, ihm fehlt Natur und Einfachheit."

„Da haben Sie nicht ganz Unrecht," bemerkte der Engländer nach kurzer Betrachtung. „Denn das hier zu stramme Wams der Allegorie, in das ein übel angebrachter Patriotismus Ihr Objekt zwängt, giebt in der That dem Sulpitius und seinen Kollegen — nicht dem Brennus, bei dem hat Ihr Genius den Sieg davon getragen über das willkürlich Konventionelle — giebt, sage ich, Ihrem Sulpitius und dessen Kollegen etwas Gezwungenes, etwas Fremdabweichendes von der Vorstellung der wirklichen Handlung, wie dieselbe in unserm Geiste lebt. Einfachheit in der Ausführung setzt Einfachheit in der Konzeption voraus, und die Ihrige ist eine Mischung, wie sie nur jemals gefunden werden kann. Menschen und Leidenschaften von vor zweitausend Jahren, und Menschen und Leidenschaften

von heute sind nebeneinander gestellt. Sie wissen, daß ich von Anfang an gegen eine derartige unnatürliche Kombination zu Felde zog. Hätten Sie den Muth gehabt, das moderne Element von Ihrer Leinwand abzuwischen, welche das alte beeinträchtigt, so hätten Sie wahrscheinlich einen unberechenbaren Erfolg gehabt, aber auch so, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, ist Ihr Bild sehr gut und Ihr Brennus eine prächtige Figur."

Paolo schwieg, als ob er Mortimer's Argumente erwäge, dann sagte er:

„Ich bin Zeuge gewaltsamer Ungerechtigkeit gewesen und besitze weder die Keule des Herkules, um Löwen und Hydras zu erschlagen, noch die Kraft eines Samson, die Pfeiler des Tempels niederzureißen. Mir stehen nur meine Palette und mein Pinsel zu Gebote. Diese einzige Waffe, die ich besitze, gebrauche ich, ein großes Unrecht zu brandmarken. Kann mir das als Fehler ausgelegt werden?"

„Bewahre mich Gott, daß ich das thäte!" entgegnete Mortimer. „Ich achte das Gefühl, das Ihren Pinsel leitete, und frage nur, ob es rathsam ist, diesem Gefühl zu folgen, wenn es weder die Kunst, noch Ihren Ruhm fördert?"

Paolo antwortete nicht, er bereitete seine Palette zur Arbeit vor und ging dann fleißig an's Werk; Mortimer's Blick folgte schweigend dem schnellen Pinsel seines Freundes.

Zweites Kapitel.

Paolo war der Sohn eines Landedelmannes, Namens Orazio Mancini.

Die Straße zwischen Viterbo und Montefiascone führt durch eine einsame vulkanische Gegend, die oft durch Schluchten unterbrochen wird. In einer dieser Schluchten, die wo möglich noch melancholischer als die anderen ist, liegt ein armes, elendes Dorf, das von einer Anzahl kleiner Wasserfälle in seiner Nähe „Cascatella" genannt wird. Hier, in diesem verborgenen Flecken, dem Geburtsorte Mancini's, hatte Paolo's Vater ein großes, massives Herrenhaus geerbt, zu dem so viel Land gehörte, daß eine zahlreiche Familie bequem davon hätte leben können, wenn der Ertrag desselben im Verhältniß zu dem Umfang des Besitzes gestanden hätte. Aber der Boden war vulkanisch und dadurch wenig zur Bebauung geeignet, so daß Orazio's beträchtliches Gut ihm nicht mehr einbrachte, als er bei äußerster Sparsamkeit zum Leben bedurfte.

Orazio Mancini, ein Mann thätigen, kühnen Geistes, war in seinem ganzen Wesen einfach und ökonomisch. Während er in Rom Medizin studirte, hatte er sich viel mit Geologie und Mineralogie beschäftigt und glaubte von der Gestaltung und Zusammensetzung der Gebirge um Cascatella, daselbst auf Kohlenlager schließen zu dürfen. Natürlich verwandte er daher viel Zeit darauf, den Boden in der Umgegend zu erforschen, in der Hoffnung, den verborgenen Schatz entdecken und nützen zu können.

Der einzige Fußpfad, der von Cascatella nach den Höhen führte, dem steten Felde seiner Untersuchungen, lag bei Rocca, einem bedeutenden Hügel, von dem aus man wohl über hundert Schritt die Hauptstraße überblicken konnte und der jetzt von unmalerischen Ruinen gekrönt wurde, welche einst die herrschaftliche Residenz der Rodipanis gebildet hatten. Die Rodipani, eine Familie von altem Adel, waren unbegütert, aber voll von Prätensionen, und lebten seit undenklicher Zeit in Rom, wo sie sich das wohlverdiente Lob erworben hatten, mit unermüdlichem Eifer und glücklichem Erfolg nach den einträglichsten Aemtern zu haschen und die schlimmsten Erpresser des Volkes zu sein.

Treu der Familientradition, hatten auch der letzte Markese und dessen jüngerer Bruder ihr Unterkommen im Staatsdienste gesucht. Der Aeltere trat in die päpstliche Nobelgarde ein, und der Jüngere wurde Geheimsekretär eines Prälaten des höchsten Gerichtshofes, der Rota Romana.

Derselbe besaß eben so viel Thätigkeit, Ausdauer und Geschmeidigkeit, als Talent zur Intrigue und Sparsamkeit und Verstellungskunst, so daß ihm keine der Eigenschaften fehlte, die ein emporstrebender Priester haben muß. Der Geheimsekretär Rodipani gelangte denn auch verhältnißmäßig schnell zu Würden und Reichthümern, während sein älterer Bruder, der nicht ehrgeizige, warmherzige und leidenschaftliche Nobelgardist, der einen guten Scherz selbst auf Kosten Seiner Heiligkeit nicht zu unterdrücken vermochte, mehr Arrest und Verweise als Beförderung erhielt und endlich wegen Insubordination aus dem Dienst entlassen wurde.

Fehlte es dem Markese an Besonnenheit, so war sein Gefühl dafür um so lebhafter, und wie fast alle heftigen Menschen gab er nach der ersten Aufwallung willig der Vernunft Gehör, wenn man ihm freundlich und sanft begegnete. Aber Güte und Sanftmuth gehörten, wenigstens nicht wo es seinen älteren Bruder betraf, zu den christlichen Tugenden des ehemaligen Geheimsekretär, des jetzigen Kanonikus Rodipani. Von frühester Jugend auf hatten die Rauheit seines Wesens und seine anmaßende Ueberlegenheit den Markese empört, und die Abneigung, welche die Brüder schon damals gegeneinander gehegt, war mit ihnen gewachsen und hatte mit der zunehmenden Kraft der Jünglinge ebenfalls an Kraft gewonnen. Die Leute pflegten zu sagen, der jüngere Rodipani räche sich an dem älteren Bruder dafür, nicht der Erstgeborene zu sein. Jedenfalls aber gerieth der Kanonikus in höchsten Zorn,

dem er in den zügellosesten Worten Ausdruck gab, als er von der Entlassung des Bruders, der Schande der Familie, wie er es nannte, benachrichtigt wurde. Der bisherige Nobelgardist schlug den Rücksichten auf „die Familie" ein Schnippchen und erklärte mit einem Fluch, daß er mit der Tonsur nichts mehr zu theilen haben wolle, worauf er seiner Wege ging.

Länger als ein Jahr waren die Brüder so gut wie todt für einander gewesen. Nach Ablauf dieser Zeit erhielt der Markese ein Schreiben von dem Kanonikus, in dem er ihn in kalten, abgemessenen Worten zu einer Zusammenkunft aufforderte. Er theilte ihm bei derselben mit, wie er nicht aus persönlicher Achtung, sondern aus Respekt vor dem Namen, den sie beide trügen, Mittel und Wege gesucht und gefunden habe, um den Markese aus dem Zustand der Selbsterniedrigung, in die er hinabgesunken, zu erretten. Das Mittel bestand natürlich in einer guten Heirath, wie vor fünfzig Jahren — und auch heutzutage ist es nicht besser — jede reiche Heirath genannt wurde. Man kann sich bei dieser herzlichen Mittheilung, die in so zarte Worte gekleidet war, die Empfindung des Zuhörers vorstellen. „Er sähe darin," antwortete der Markese mit knirschenden Zähnen, „einen neuen Beweis der brüderlichen Vorsorge, für die er dem Kanonikus bereits vielen Dank schulde. Und obgleich er bedaure, diesem brüderlichen Interesse nicht ganz willfahren zu können, so freue er sich ihm mitzutheilen, wie sie sich auf halbem Wege begegnet seien. Denn

auch er habe, vermöge seltener Sympathie, den Rettungsanker für sich in der Ehe zu finden gehofft, und er sei im Begriff, in den heiligen Stand der Ehe zu treten."

„Ohne Zweifel," bemerkte der Kanonikus mit spöttischem Lächeln, „ist die erwählte Braut des Vorzuges würdig, den ein solcher Kenner des schönen Geschlechts ihr ertheilt. Er dürfte wohl nach dem Namen der Glücklichen fragen, die bestimmt sei, seine Schwägerin zu werden?"

Der Markese antwortete: „Am folgenden Sonntag könnten Seine Ehrwürden in der Pfarrkirche von Santa Sabina, wo das Aufgebot stattfinden würde, denselben, falls es ihm beliebte, erfahren."

Das Aufgebot fand statt und der Name der künftigen Markesa, der Tochter eines kleinen Kaufmanns, wurde von der Kanzel verkündet und dem Stadtklatsch übergeben. Die Heirath wurde trotz aller Abmahnung des Kanonikus vollzogen und stellte sich ungeachtet des böswilligen Gespöttes als eine entschieden glückliche heraus. Der Markese hatte die Stütze gefunden, deren er bedurfte, und er, dessen ganze Natur gegen die Gewalt eines herrischen Gebieters revoltirte, ergab sich willig der sanften Leitung einer verständigen und liebevollen Frau.

Jahre auf Jahre verflossen dem Ehepaar in stillem, glücklichem Beisammensein. Wir wollen nicht behaupten, daß der Gatte in sich gefesteter geworden wäre, denn er gehörte zu den Menschen, die in ewiger Kind-

heit bleiben; aber der Frau tüchtiger Sinn ersetzte den Mangel ihres Gemahls, und wenn er strauchelte, was nur zu oft geschah, so hatte er eine starke Hand zur Seite, die ihn aufrichtete und hielt. Welch ein Jammer, daß diese Hand vor der Zeit erkaltete und erstarrte, und nicht mehr fähig war, die gewohnte, liebevolle Hülfe zu leisten. Nach elfjähriger Ehe wurde die treue Gattin dem trostlosen Markese durch den Tod entrissen.

Der leidenschaftliche Jammer des trauernden Markese war einem tobenden Orkan vergleichbar, und obgleich weder Körper noch Geist dem harten Schicksalsschlage erlagen, wie man anfänglich fürchtete, so blieb der starke Mann doch an Leib und Seele wie gebrochen seitdem. Einsam und verzweifelt suchte er Zerstreuung und Ermunterung in Kreisen, wo ihn nur Elend und Selbsterniedrigung erwartete. Er nahm Zuflucht zu alten Genossen und alten Schlupfwinkeln, und von Neuem wandte er sich der Flasche und dem Spieltische zu. Dabei fehlte es nicht an Schelmen und Betrügern beiderlei Geschlechts, die ihn in der erneuten Lebensweise bestärkten und es sich auf seine Kosten wohl sein ließen; auch Wucherer waren schnell zur Hand, die ihm die Summen zu seinen Ausschweifungen willig vorschossen. Er erhob so viel Geld, als er bedurfte, ohne an die enormen Opfer zu denken, die ihm dasselbe kostete, und natürlich ließen die Folgen eines derartigen Lebens nicht lange auf sich warten. Der Markese Rodipani erwachte eines Morgens als Bettler. Sein

Weinberg in Serentino, sein Gütchen in der Nähe Sermos, selbst das Haus, in dem er wohnte, kurz Alles, was des Besitzes werth, war in den Händen der Gläubiger, die ihm nur ließen, was sie weder angreifen konnten noch wollten, sein Fideikommiß in Cascatella, welches aus einem zerfallenen Herrenhaus bestand und unfruchtbarem Lande, das bereits doppelt verpfändet war und so gut wie gar keinen Zins brachte. In solch äußerster Noth nahm der Markese keinen Augenblick Anstand, seinen Bruder, von dem er seit sechzehn Jahren nicht nur getrennt, sondern auch ohne jeden Zusammenhang lebte, um Hülfe anzusprechen, da er jedes Gefühl von Scham und Selbstachtung bereits eingebüßt hatte. Er schilderte ihm ausführlich seine Lage und erhielt von dem früheren Kanonikus Rodipani, dem jetzigen Bischof in partibus, die Antwort, die man von ihm erwarten konnte. Dieselbe lautete: „Ihr Geständniß, Sie seien zum Bettler herabgesunken, setzt mich nicht in Erstaunen, weil ich kein anderes Ende für Sie voraussah. Ich wundere mich nur, daß Sie nicht früher dahin gekommen sind. Befreien Sie mich und Rom sofort von Ihrer entehrenden Gegenwart und ziehen Sie sich nach Cascatella zurück. Wenn Sie diese Bedingung erfüllen, werde ich Ihnen eine kleine jährliche Rente aussetzen, um den Namen, den Sie tragen, vor weiterer Erniedrigung zu bewahren."

Der Markese schrieb in aufbrausender Wuth sofort folgende Rückantwort: „Ich verwerfe mit Verachtung Ihr Ultimatum und stelle das meinige. Wenn

ich nicht binnen drei Tagen einen Schein von Ihnen in Händen habe, in dem Sie mir eine Leibrente von sechzig Skudi monatlich zusichern, so werde ich den Namen Rodipani in einer Weise in den Staub ziehen, daß er in der That eine Schmach sein soll für Alle, die ihn tragen. Ich rufe Gott an zum Zeugen dieses meines festen Entschlusses."

Da die geforderte Verschreibung nach Ablauf der festgesetzten Frist nicht eintraf, so ging der Markese daran, seine Drohung zu verwirklichen. Den Schein des Anstandes, den Wüstlinge aus guter Familie und von guter Erziehung nie ganz außer Acht lassen, selbst in der Zeit ihrer zügellosesten Ausschweifung, gab er jetzt völlig preis. Er besuchte die Kneipen des niedrigsten Pöbels und wählte zu seinen Spießgesellen die Verworfensten aus der Hefe Roms. In Lumpen gekleidet, die Pfeife im Munde, schritt er auf dem Korso einher, oder spazierte Arm in Arm auf dem Pincio mit anerkannten Strolchen oder verworfensten Frauen. Aber solche tägliche Schaustellung war seiner Sucht nach Selbsterniedrigung noch nicht genug, denn die Leute gewöhnten sich an den Anblick und der erwünschte Effekt ging verloren. Er wollte und mußte mit einem coup d'éclat enden. Und worauf verfiel er? — seine Dienste dem Direktor des Tordinona-Theaters unentgeltlich anzubieten und auf der Bühne im choreographischen Korps des Ballets zu erscheinen. Dieser Schritt erregte so großes Aufsehen, als er nur wünschen konnte. Ganz Rom strömte zusammen, um dem

Debut des Markese Rodipani beizuwohnen, und der Andrang blieb auch bei jedem folgenden Auftreten desselben gleich stark. Ein Verbot des Polizeiministers, das der Bischof Rodipani veranlaßt hatte, machte jedoch den schamlosen Vorstellungen ein Ende. Der neue Balletttänzer erhielt den Befehl, in achtundvierzig Stunden Rom zu verlassen und sich nach Cascatella zu begeben. Versprechungen, Bitten, Auseinandersetzungen — nichts half dem Verbannten, er mußte dem Befehl Folge leisten.

Wie tief auch immerhin ein Mensch sich entwürdigen und sinken mag, die Hand des Schöpfers, der ihn zu seinem Ebenbilde schuf, ist dennoch in einzelnen Zügen seines Wesens erkennbar. Das war auch der Fall bei dem Markese Rodipani, und obschon man ihn eine wahre Verkörperung des Cynismus und der Selbstsucht nennen durfte, so lag doch auch in ihm der Keim göttlichen Ursprungs, und zwar in der eben so zärtlichen, als leidenschaftlichen Liebe, die er für seine Tochter hegte. Bianka war das älteste und von dreien das einzig lebende Kind, das ihm geblieben. Wenige Momente vor ihrem Tode hatte die vortreffliche Mutter, als ob sie ihr nahendes Ende vorausgesehen, darauf bestanden, ihr kleines Mädchen in das Kloster Santa Chiara zu bringen, um sie dort erziehen zu lassen. Das Kind war sechs Jahre ein Schützling dieser Anstalt geblieben, und nie, nicht ein einziges

Mal während dieser ganzen Zeit, selbst nicht, als er am tiefsten gesunken war, hatte der Vater versäumt, es in der wöchentlichen Sprechstunde zu besuchen, seinen kleinen Wünschen und Bedürfnissen freundlich nachzukommen und, es seiner zärtlichen Liebe versichernd, von der verklärten Mutter zu sprechen, die im Himmel als Heilige für ihr Kind bete.

In ihrer klösterlichen Zurückgezogenheit lernte Bianka den Vater nur in dem Lichte kennen, in dem er sich ihr zeigte, und er erwarb sich ihre volle Kindesliebe. Seine sorgende Güte und Anhänglichkeit hatte ihm nie reicheren Lohn getragen, als in dem Augenblick, wo er seinem Kinde unter Thränen und Seufzern die trübe Kunde brachte, daß er es fortan nicht mehr sehen und besuchen werde und nur gekommen sei, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen. Die arme Kleine verlor alle Fassung bei dieser Nachricht. Weshalb mußte er denn fortgehen von hier? und wenn das unabänderlich sei, weshalb durfte sie ihn nicht begleiten? Dieser Gedanke zündete in dem selbstsüchtigen Vater. Wer und was konnte ihn hindern, sie mit sich zu nehmen? War sie nicht sein Kind, sein eigen Fleisch und Blut? Dennoch schlug ihm das Gewissen, und er sprach von der Einsamkeit in Cascatella, nannte es einen zu melancholischen Aufenthalt für ein vierzehnjähriges Mädchen. Bianka sagte aber, stiller, einförmiger als im Kloster könne es doch nicht sein. Und was gehe sie der Ort an, wenn sie bei ihrem lieben Vater leben könne? Kurz, Vater und Tochter baten um eine Unter-

redung mit der Mutter Aebtissin. Ihrer Hochwürden theilte der Markese seine Absicht mit, künftighin auf dem Lande leben zu wollen, hinzufügend, daß seine Tochter entschlossen sei, ihn dorthin zu begleiten, und er deshalb sie zurück erbitte aus den Händen der vortrefflichen Frau Mutter Aebtissin. Bianka bestätigte einfach und fest ihren Wunsch, den Vater begleiten zu dürfen.

Die Mutter Aebtissin hatte natürlich viel dagegen einzuwenden. Bianka's Erziehung sei noch nicht vollendet, Bianka sei zu jung, um für sich selbst zu entscheiden, und keinenfalls dürfe sie ihr gestatten, das Kloster zu verlassen, ohne zuvor bei der geistlichen Obrigkeit angefragt zu haben, und dabei deutete die Aebtissin auf Fälle hin, in denen Väter durch ihren Lebenswandel die elterlichen Rechte verwirkt hätten. Das war zu viel für den Markese Rodipani, und empört wandte er sich jetzt an den Polizeiminister. „Ich bin bereit Rom zu verlassen," sagte der Markese, „doch nicht ohne meine Tochter." Der hohe Beamte versicherte, in keiner Weise in die väterlichen Rechte eingreifen zu wollen, indessen müsse man sich natürlich von den wahren Wünschen der jungen Dame überzeugen, und das sollte durch die Vermittlung einer hochgestellten Person geschehen, gegen die unmöglich etwas einzuwenden sei.

Diese hochgestellte Person, deren Vermittlung man in Anspruch nahm, erwies sich als der Bischof Rodipani, der sich, sobald man ihn mit der Angelegenheit vertraut gemacht hatte, nach dem Kloster begab. Ge-

schicktes Kreuzverhör, verlockende Schmeicheleien, dunkle Warnungen, offene Drohungen, kurz nichts was die gemeinsame Diplomatie der Aebtissin und des Bischofs ersinnen konnte, um ein vierzehnjähriges Kind einzuschüchtern oder umzustimmen, wurde verschmäht; aber ohne in seinem Entschluß zu schwanken, ohne einen Moment von seiner Entscheidung abzuweichen, stand das Kind stundenlang vor ihnen. „Ich gehe aus eigenem Antriebe," sagte Bianka „denn er ist mein Vater." Dieser einfache Ausspruch aus dem Munde eines Kindes fiel schwer in's Gewicht. Der Bischof in partibus und die Mutter Aebtissin fühlten das und gaben endlich dem Wunsche Bianka's nach. Der Markese führte seine Tochter triumphirend aus dem Kloster und zog sich nach Cascatella zurück, wo er von jetzt an seine Heimath aufschlug, aber nicht in dem alten verfallenen Herrenhause, das eine Zufluchtsstätte für Ratten und Eulen geworden war, sondern in einem kleinen Häuschen daneben. Hier lebten Vater und Tochter still und bescheiden von einer kleinen Rente, die der Bischof ihnen bewilligte. Bianka erwies sich als eine gewandte kleine Hausfrau, die durch Thätigkeit und Energie Ordnung, ja selbst einen gewissen Grad von Komfort herzustellen verstand. Ihr Vater, dessen wüstes Leben ihn früh zu einem Greise gemacht hatte, verbrachte seine Zeit mit Verwünschungen gegen seinen Bruder und mit den thörichten Plänen, diesem Bruder Aergerniß zu bereiten.

Drittes Kapitel.

Fast fünf Jahre hatten der Markese und dessen Tochter in dem Pächterhäuschen gelebt, als Orazio Mancini nach dem Tode seines Vaters sich genöthigt sah, seine Studien in Rom aufzugeben und sich in Cascatella niederzulassen. Bei den Exkursionen, die Orazio in die Berge machte, mußte er allemal die bescheidene Wohnung der Rodipanis passiren. Und da der alte Markese, dessen gebleichtes Haar und zusammengefallene Gestalt ihn zu einem hinfälligen Greise stempelten, wennschon er kaum die Fünfzig überschritten hatte, da der alte Markese, sage ich, stundenlang auf der hölzernen Bank vor seiner Hausthür zu sitzen pflegte, um sich zu sonnen, so war es fast unmöglich für Orazio, unbeobachtet an ihm vorüberzugehen. Ein höflicher Gruß wurde ausgetauscht, und mehr als einmal hatte das freundliche „Guten Morgen, Markese,“ das der junge Mann dem Markese auf sein „Guten Morgen,

Doktor," erwiederte, dem Greis Aussprüche wie: „Verdammt sei das ganze Markesenthum!" oder „Ich brauche keine Titel, aber Geld," entlockt. Solche Worte wurden aber nur leise ausgestoßen, damit sie dieselben nicht etwa höre.

Im Laufe der Zeit folgte dem flüchtigen Gruß ein kurzes Gespräch. Orazio, der einzige Einwohner Cascatellas, der die offiziöse Zeitung Roms hielt, verweilte zuweilen einige Minuten bei dem Markese, um ihm das Neueste aus derselben mitzutheilen. Der Markese fragte dann öfters in vertraulichem Flüstern: ob in der hohen Geistlichkeit nichts passirt sei? kein Schlagfluß bei dem heißen Wetter? ob gar keine Pferde mit geistlichen Würden durchgegangen, kein heiliges Gehirn irgend eines Bischofs in partibus zerschmettert sei? — Allmählich wuchs der Verkehr mit Orazio, und der Markese forderte ihn, dem er aus Höflichkeit den Doktortitel beilegte, auf, sich zu ihm zu setzen, um nicht so lange stehen zu dürfen. Kurz, noch am Ende desselben Jahres, in dem Orazio sich in Cascatella niedergelassen hatte, war er ein täglicher Gast in dem Hause „La Rocca", ein Freund Bianka's und der Arzt, Rathgeber und Vertraute des Markese geworden.

Bianka, zu einem wunderschönen Mädchen von zwanzig Jahren herangewachsen, zeichnete sich vor ihren Altersgenossen durch eben so viel Ernst als Ruhe wie seltene Besonnenheit aus. Sie besaß jene Schönheit, die nicht allein auf dem Aeußern ruht, sondern das

ganze Wesen verklärt und der Ausdruck einer reinen, schönen Seele ist. Ihre hohe, schlanke Gestalt, ihr rabenschwarzes Haar, ihre großen dunkeln Augen und ihr mattweißer Teint, dem Alabaster vergleichbar, gaben ihr etwas Ueberirdisches, einen Ausdruck, der Orazio unaufhörlich an die jungfräulichen Märtyrer der ersten Christenzeit erinnerte. Die Dorfbewohner verehrten sie fast wie die Madonna und standen entblößten Hauptes, wenn sie vorüberging. Es lag etwas Hohes, Heiliges in ihrer Erscheinung, das auf Alle, die ihr nahten, wunderbar wirkte, und dieser sanfte Zauber blieb auch nicht ohne Einfluß auf ihren Vater, der ihn trotz seines Stumpfsinnes fühlte und ebenfalls von demselben beherrscht wurde. Der Markese hatte sich wesentlich geändert. In Gegenwart der Tochter entsprach sein Betragen durchaus der maßvollen Haltung eines achtbaren Familienvaters; nicht um die Welt würde er vor Bianka ein heftiges Wort gesprochen, oder sich verschworen und geflucht haben, wie er früher zu thun pflegte. Nur wenn er sie von Hause abwesend wußte, wenn er ihr weißes Kleid ganz in der Ferne wehen sah, dann wagte er wohl ihr nachschauend dem Orazio einen Blick zuzuwerfen, der deutlich bekundete, daß doch noch der Rodipani von früher in ihm lebte, mit den Worten: „Nicht wahr, ein verdammt schönes Mädchen?" und seufzend fügte er einmal hinzu: „Wie schade, daß Sie ein vornehmer Mann sind!"

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte Mancini erstaunt.

„Ich meine, daß Sie sie haben könnten, wenn Sie ein Lumpensammler wären. Verstehen Sie mich? Das würde den alten Schelm in partibus vor Wuth außer sich bringen."

Es war nämlich die fixe Idee des halb kindischen Markese, daß Bianka seinem Bruder zum Trotze eine Heirath unter ihrem Stande eingehen müsse. Dergleichen vertrauliche Aeußerungen hatte sich der Vater öfter gegen Orazio erlaubt und dieser traurig dabei gedacht: „Wie schade, daß sie eine Adelige ist!"

In Orazio's Augen war adelig geboren zu sein eine untilgbare Sünde. Dieses Vorurtheil, das aus frühester Kindheit stammte, gleichsam ein angeborenes war, das sich zu positivem Haß steigerte, theilten fast alle italienischen Patrioten und Anhänger der französischen Revolution von 1789, zu denen auch Orazio's Vater gehört hatte. Weder ist es schwer, den Ursprung dieses Hasses gegen die Aristokratie nachzuweisen, noch denselben in gewissem Grade zu entschuldigen. Sie hatten dieses Gefühl der Erbitterung weniger durch Mißbrauch ihrer Machtstellung, als durch mangelnde Selbstachtung heraufbeschworen. Das achtzehnte Jahrhundert, und besonders das Ende desselben, war kein goldenes Zeitalter arkadischer Unschuld gewesen, und auch in Italien, wo laxe Moral und Zügellosigkeit aller Art herrschten, hatte es seinen Einfluß geltend gemacht. Das Uebel griff mehr oder weniger in allen Kreisen der Gesellschaft um sich, doch läßt sich nicht leugnen, daß der Skeptizismus und die gröbste Sinn-

lichkeit ihre Entstehung in den höheren Klassen hatten, wo sie auch zur lichten Flamme aufloderten, in den Kreisen der Gesellschaft, zu der die unteren Volksschichten emporblicken und deren Beispiel leider nur zu großen Einfluß auf die Moralität der ganzen Bevölkerung ausübt. Dieser Zustand der Gesellschaft war es denn auch, der die feurigen Bannflüche Alfieri's und den witzigen Spott Goldoni's und Pacini's hervorrief, der es diesen hervorragenden Geistern ihrer Zeit zur Pflicht machte, die innere Verfallenheit der Patrizier an den Tag zu bringen und dieselben der Entrüstung und der Verachtung aller Derer preiszugeben, die noch einen moralischen Halt in sich bewahrten. Der bald darauf folgende ruhmlose Fall der beiden letzten Adelsgeschlechter Italiens, der Genuas und Venetiens, verrieth deutlich, wie tief dieselben gesunken und wie gering ihr Einfluß war auf das von ihnen beherrschte Volk, trotz ihrer verderbten Künste.

Mit der Zeit hatten sich die Zustände in dieser, wie auch in anderer Beziehung entschieden gebessert, und gesündere Grundsätze, ein sittlicherer Ton waren in alle Schichten der Gesellschaft gedrungen. Viele Adelige, aus träger Schlaffheit sich emporraffend, verfolgten in hohem Streben edelste Ziele. Schon zu Orazio's Zeiten waren aus der neapolitanischen wie piemontesischen Aristokratie viele in die Nationalgarde von 1820 und 1821 eingetreten. Junge Männer der edelsten lombardischen Familien, deren einziges Verbrechen in der feurigen Liebe zu ihrem Vaterlande be-

stand, lebten lebendig begraben in jener Hölle menschlicher Erfindung, dem Spielberge. Schon folgte dieser Erhebung eine Reaktion zu Gunsten der privilegirten Stände, aber so stark ist die Macht erster, großer Eindrücke, so festgewurzelt sind sie in unseren Gedanken und Gewohnheiten, daß selbst die Zeugen jener Schritte zum Bessern dieselben nicht sehen, nicht anerkennen wollten, sondern in ihrem alten, ererbten Groll verharrten. Auch Orazio gehörte zu dieser Klasse, und das allein erklärt seinen Gedanken: „Wie schade, daß sie eine Adelige ist!"

Freilich traten zu Bianka's Gunsten bei ihr viele mildernde Umstände ein. Sie besaß weder den Stolz, noch die Selbstüberhebung, noch die vornehmen Gewohnheiten, kurz keine der Sünden jener Kaste, in welche die Vorsehung sie gestellt hatte; selbst der Name, den sie trug, war durch ihres Vaters Lebenswandel keine Ehrenkrone mehr für ihr schönes Haupt. Alle ihre vornehmen Verwandten und Freunde hatten sich von ihr zurückgezogen; sie durfte wenig von der Zukunft erwarten, denn schon jetzt lebten Vater und Tochter fast nur von Almosen, und wenn ihnen diese nicht mehr ertheilt wurden, so waren sie der bittersten Armuth verfallen. Ihr blieb keine Hoffnung, als die Aussicht, daß ihr Onkel, der Bischof, nach dem Tode des Vaters ihr einen Gatten finden würde. Und Gott weiß was für einen Gatten, denn arme Mädchen sind gewöhnlich schwer zu verheirathen. Orazio's Blut wallte über bei der Vorstellung, daß so viel Tugend und Schön-

heit irgend einem adeligen Roué geopfert werden sollten. Dergleichen und ähnliche Gedanken bestürmten den jungen Mann mit doppelter Kraft, da er, wie der Leser zweifellos schon längst errathen hat, Bianka leidenschaftlich liebte, und allen Grund hatte anzunehmen, — wir wollen es so bescheiden als möglich ausdrücken — daß auch sie ihm nicht abgeneigt sei.

Als Bianka einen Morgen von Hause abwesend war, sagte Orazio plötzlich zu dem Markese: „Wissen Sie, Nachbar, daß ich alle Ansprüche, zu den privilegirten Ständen zu gehören, aufgegeben habe? daß ich Kaufmann werden will und zwar ein ächter Lumpensammler? Und als solcher hoffe ich denn auch, Ihnen kein unwillkommener Schwiegersohn zu sein.“

„Mit tausend Freuden gebe ich Ihnen meine Einwilligung,“ entgegnete der Markese, „das heißt, wenn meine Tochter damit einverstanden ist.“

„Natürlich,“ sagte Orazio, „ist das die Hauptbedingung.“

„Wie nur der Alte in violetten Strümpfen vor Aerger wüthen wird!“ rief der Markese, sich vergnügt die Hände reibend. „Lumpensammler! gerade so mußte es kommen, das ist unübertrefflich. Wie kamen Sie nur darauf?“

„Ich habe mich entschlossen, hier eine Papiermühle anzulegen. Und da Papier bekanntlich aus Lumpen gemacht wird, muß ich vor Allem Lumpen kaufen, und so bin ich, wie Sie sehen, genöthigt, Lumpenhändler zu werden.“

„Ausgezeichnet!“ rief der Markese; „aber was gedenken Sie mit Ihren Kohlengruben zu thun?“

„Sie ganz fallen zu lassen, da die Bearbeitung derselben zu theuer ist für ein so kleines Vermögen wie das meinige.“

„Und der Alabasterbruch, den Sie vor Kurzem entdeckten?“

„Der liegt zu fern ab, und außerdem führt keine Straße nach den Bergen; aber für meine Mühle habe ich reichlich Wasser vor meinem Hause, so daß sie mir nur wenig kosten wird.“

Sechs Monate nachdem dieses Gespräch stattgefunden hatte, lebte Bianka als Orazio's Frau in der Papiermühle, zu der ihres Gatten Haus umgebaut war. Dem Markese, der zur Tochter zog, hatte man das beste Zimmer der Wohnung eingeräumt. Die Hochzeit war in einfachster Weise gefeiert; man hatte kein besonderes Fest veranstaltet, keine Einladungen ergehen lassen, keine lettres de faire part umhergeschickt, mit Ausnahme einer einzigen. Auf Bianka's Wunsch, und ohne den Markese davon zu benachrichtigen, hatte Orazio an den Bischof Rodipani geschrieben und ihm in gebührender Weise die bevorstehende Heirath angezeigt. Der Bischof antwortete darauf in einem vier Seiten langen Briefe, in dem er die ärgsten Beleidigungen und Verwünschungen gegen den Schurken schleuderte, der sich die Stumpfsinnigkeit eines Greises und die Unerfahrenheit eines jungen Mädchens zu Nutzen macht, um sich der altadeligen Familie der

Rodipanis aufzudrängen, er, ein Plebejer. Orazio händigte Bianka dieses Schreiben schweigend ein, die es, nachdem sie es gelesen, ebenfalls schweigend in einen nahe gelegenen Teich warf, in welchem ein großer Haufen Lumpen einem chemischen Prozeß unterworfen war. Alle diese Vorgänge hatten im Sommer des Jahres 1829 stattgefunden, und im Frühling des darauf folgenden Jahres wurde den glücklichen Eltern ein schöner Knabe geboren, der, nach seinem Großvater Markese, Paolo getauft wurde.

Zu dieser Zeit war die Papiermühle bereits in voller Thätigkeit. Bei der Einrichtung derselben und der Fabrikation des Papiers war man auf unvorhergesehene Schwierigkeiten gestoßen, da der Besitzer wenig von der praktischen Leitung des Geschäftes verstand und die Arbeiter der Sache vollkommen fremd waren, so daß beide Theile viel zu lernen hatten, ehe die Mühle ordentlich in den Gang kam. Aber welchen Schwierigkeiten, sowohl materiellen als geistigen, hätte nicht der Mann Trotz bieten können, dem eine Bianka zur Seite stand! Sie besaß jene Art des Verstandes, die nicht nur das Fehlende entdeckt, sondern auch schnelle Abhülfe für dasselbe findet, und außerdem jenes sichere, ruhige Selbstbewußtsein, das Vertrauen einflößend auf die ganze Umgebung wirkt. Ihre stille Thätigkeit machte sich überall geltend, und keine Arbeit war ihr zu gering. Sie fand sowohl Zeit, das Wiegen der Lumpen zu überwachen, als den Arbeitern ihren Lohn auszutheilen, die Rechnungen durchzusehen und

nichtsdestoweniger den mütterlichen Pflichten mit aller Liebe und aller Ausdauer obzuliegen und Hülfe und Trost zu bringen allen Denen, die ihrer bedurften. Bianka besaß die heldenmüthige Seele ihrer vortrefflichen Mutter, der Tochter armer gewerbtreibender Eltern.

Bei unermüdlicher Thätigkeit verbesserte sich die Lage des jungen Paares mit jedem Jahre. Das Geschäft wurde blühend, der kleine Paolo wuchs zu einem großen, schönen und klugen Knaben heran, in den Augen der Eltern zu einem Wunderkind, wie sich das von selbst versteht. Orazio behauptete, nie entschiedeneres Talent zum Zeichnen gesehen zu haben, als bei seinem Paolo, und war daher entschlossen, die Flamme des Genius in dem Kinde anzuschüren. In diesem Falle würden jedoch auch weniger parteiische Beobachter, als Eltern meistens sind, erstaunt gewesen sein über den denkenden Kopf und den ernsten Ausdruck des vierjährigen Knaben, sobald er ein Bilderbuch oder irgend einen Gegenstand vor sich hatte, der seine Aufmerksamkeit fesselte und ihn reizte, denselben nachzuzeichnen. In diesem Alter traf den frühreifen Knaben der erste Schmerz, und zwar, als man ihm erzählte, daß er seine kleine, wenige Wochen alte Schwester, die er zärtlich liebte, nicht mehr sehen werde, da sie von ihnen gegangen sei, um als Engel im Himmel zu leben. So gab es auch in der Papiermühle, wie überall, kein ungetrübtes Glück, und die Bewohner derselben hatten manche Stunden der Trauer

und Trübsal. Zwei Jahre nach dem erwähnten Verlust traf sie wieder ein Todesfall. Der Markese ward durch einen jener Schlaganfälle, die er dem Bruder so oft gewünscht hatte, plötzlich den Seinen entrissen. Eine in sich abgeschlossene und in Liebe eng verbundene Familie trägt solchen Schmerz verhältnißmäßig leicht, während er mit furchtbarer Schwere auf das Haupt Derer fällt, die allein zurückbleibend in der Vereinsamung ihren Verlust zu betrauern haben.

Im Frühling des Jahres 1837 brach einer jener Aufstände in Viterbo aus, deren periodische Wiederkehr, so unfruchtbar und schlecht berechnet sie auch immerhin sein mögen, doch ein Beweis der nahezu unerträglichen Leiden der sozialen Zustände ist, aus denen sie entspringen. Denn man darf in der That nicht annehmen, daß Menschen von Fleisch und Blut wie wir, so lange es ihnen nur einigermaßen erträglich geht, urplötzlich und ohne Grund auf die Straßen stürzen und die herrschende Regierung verhöhnen werden, aus purer Lust, sich eine Kugel durch den Leib schießen oder mit Säbelhieben verwunden zu lassen, oder was noch bei Weitem schlimmer ist, um in's Gefängniß geschleppt zu werden und dort eines jämmerlichen Todes zu sterben.

Dieser letzte Aufstand in Viterbo, so unerheblich er auch war, wurde dennoch der Grundstein zu Monsignor Antonelli's Glück, da es dem jungen, ehrgeizigen damaligen Delegaten der Stadt die erste Gelegenheit bot für die Entwicklung jenes Talentes, das haupt-

sächlich in dem Niederhalten, in der Unterdrückung des Volkes besteht. Hierdurch erregte er die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, und diese Kunst hat ihn später zu einer so hervorragenden Persönlichkeit gemacht.

Ein übles Geschick führte Orazio in Geschäften nach Viterbo, gerade als der Aufstand dort ausbrach. Sobald er konnte, das war aber erst nach vierundzwanzig Stunden, weil man alle Thore so lange geschlossen hielt, eilte er nach Cascatella. Die Nachricht von dem Aufruhr in Viterbo, den die Ferne und bange Ungewißheit schlimmer erscheinen ließen, als es wirklich war, hatte ihn überholt, so daß er das friedliche Städtchen in voller Gährung fand. Die jungen Männer Cascatellas, von denen der größte Theil in der Papiermühle arbeitete, bewaffneten sich bereits so gut sie konnten, in der Absicht, sich nach Viterbo zu begeben.

Orazio langte noch zeitig genug an, um ihren Eifer zu mäßigen. Auf offenem Markte redete er sie an, und erst nach vieler Mühe gelang es ihm, die Geister zu beschwichtigen und die Ruhe wieder herzustellen. Im Laufe derselben Woche ritt eine Anzahl Gensdarmen vor die Papiermühle, legte Orazio Handschellen an und führte ihn in das Gefängniß nach Montefiascone. Bianka folgte ihrem Gatten ohne Aufschub dorthin. Bald kam aber der Befehl, den Gefangenen nach dem Kastell von Sant Angelo in Rom zu bringen. Als das geschehen war, kehrte Bianka nach Cascatella zurück, um das Nöthige in der Fabrik anzuordnen; sie versäumte keine Vorsicht, ertheilte dem Faktor der Pa-

piermühle die genauesten Instruktionen, die pünktlichsten Vorschriften, und reiste dann mit Paolo nach Rom. Orazio war bereits zu den politischen Staatsgefangenen gebracht, angeklagt, die Bevölkerung Cascatellas auf öffentlichem Markte zum Aufruhr aufgereizt zu haben.

Schwere Zeiten erwarteten die arme Bianka in Rom. Ein neuer Zuwachs ihrer Familie stand ihr bevor, die Hoffnung auf denselben wurde aber durch die übergroße Anstrengung und Ermüdung der Reise zerstört und eine schwere Krankheit dadurch herbeigeführt. Während der ersten vierzehn Tage ihres römischen Aufenthaltes mußte sie das Bett hüten; diese vierzehn Tage wurden ihr in ihrer Angst und Seelenpein zu einer wahren Ewigkeit. Ein Brief, den sie während der größten Qual körperlicher und geistiger Leiden an den Bischof Rodipani schrieb, blieb unbeantwortet. Sobald sie sich nur auf ihren Füßen halten konnte, und zwar gegen die ausdrückliche Verordnung des Arztes, suchte sie wieder und immer wieder bei dem Bischof Zutritt zu erlangen; kannte sie doch Niemand in der großen Stadt als ihn, und ihn auch nur von Namen. So oft sie auch in seine Wohnung kam, stets hieß es: Monsignor ist nicht zu Hause, Monsignor ist beschäftigt, Monsignor kann Sie nicht sehen. Das liebende Weib ließ sich aber nicht abschrecken, es suchte ja Hülfe für seinen Gatten. Viele Tage sah man vor dem Portal des Bischofs eine todtenbleiche Dame stehen, oder stundenlang auf der Thürschwelle des Palazzos sitzen. Endlich einmal gewahrte Bianka Seine

Hochwürden, als dieselben im Begriff waren, in den Wagen zu steigen, und redete sie an. Der Bischof wandte sich jedoch nicht nach ihr um, sondern befahl dem Kutscher abzufahren. Aber Bianka sprang dicht vor die Pferde, und da regungslos stehen bleibend, blickte sie, den Kopf zurückgewendet, dem Onkel fest in's Auge. Es lag kein Trotz, indeß ein unumstößlicher Entschluß in ihrem Ausdruck. Dem Bischof flößten diese großen dunkeln Augen, die ihn unerschütterlich ansahen, nicht Mitleid, wohl aber Schauder ein, denn der feurige Blick in dem todten, bleichen Antlitz war äußerst unheimlich, und er ließ sich herab sie anzuhören, ließ sich herab ihr zu entgegnen, daß, selbst wenn er geneigt wäre, sich ihres Gatten anzunehmen, was nicht der Fall sei, es außer seiner Macht liege, ihm zu helfen. Der Wagen rollte davon und Bianka fiel wie todt auf das Straßenpflaster nieder.

Ein menschenfreundlicher Mann hob sie auf und trug sie in seinen, an den Palazzo stoßenden Laden. Er und seine Familie boten Alles auf, um die Leidende zum Bewußtsein zu bringen und zu erquicken, und fragten, ob sie ihr nicht in irgend einer Weise beistehen könnten. Als aber Bianka ihnen ihre Verhältnisse mittheilte, da schüttelten sie die Köpfe und sagten: „Arme Frau, hätte Ihr Mann einen Mord begangen, so wäre noch Hoffnung für ihn, aber ein politischer Verbrecher! Und in den Blicken der braven Leute las Bianka deutlich, wie sie ihre Sache als eine verlorene betrachteten.

Aber das darf sie nicht entmuthigen, sie darf nicht ruhen, darf nicht rasten, sie muß Alles aufbieten, als ob Hülfe doch noch möglich wäre. Ihre unausgesetzten Bemühungen um die Gunst einer Audienz bei Seiner Heiligkeit dem Papste blieben erfolglos. Selbst Bianka's eiserner Wille war nicht stark genug, sie durch die Verschanzungen zu führen, die durch hohe wie niedere Beamten aufgeworfen werden, um den Thron vor Zudringlichkeit zu schützen. Sie petitionirte zu wiederholten Malen, jedoch vergeblich. Briefe und Petitionen erreichten nicht das Ziel. Endlich erzwang sie sich Zutritt bei einigen der Kardinäle und anderen einflußreichen Personen, wurde aber von mehreren schnöde abgewiesen, von anderen kaum beachtet, und nur von wenigen bemitleidet. Unter solcher Mühsal schwanden ihre Kräfte mehr und mehr. Ihr zu frühes Ausgehen hatte ihr nachhaltig geschadet, und von den vielen körperlichen Beschwerden, die ihr zurückgeblieben waren und die sie muthig ertrug, quälte es sie am meisten, im Gehen behindert zu sein. Tausend Sorgen häuften sich auf ihr Haupt. Bianka erhielt üble Nachrichten von Cascatella, immer seltener und immer kleiner wurden die ihr geschickten Geldsummen, so daß sie auch pecuniär viel zu kämpfen hatte. Dennoch hielt der heldenmüthige Geist den schwachen, hinsiechenden Körper aufrecht; so lange Gatte und Sohn ihrer bedurften, so lange konnte und wollte sie dem Körper nicht nachgeben. Denn was sollte aus ihnen werden, wenn auch sie sie verließe?

So viel Ausdauer und Aufopferung, des höchsten Lohnes werth, blieben denn auch nicht erfolglos. Seit anderthalb Jahren bereits hatte Bianka nun vergeblich Hülfe gesucht bei einflußreichen Männern Roms, als Gott in seiner Gnade ihr einen Beschützer und Freund in der Person eines armen, demüthigen, uneigennützigen Priesters schickte, ohne Einfluß und hohe Verwandte, aber desto reicher an Gemüth und Menschenliebe. Sie begegnete ihm zufällig in dem Vorzimmer eines jener hohen Beamten, bei denen die arme Bianka immer von Neuem Gehör suchte, um die Befreiung ihres schuldlosen Gatten endlich zu bewirken. Er wußte schnell ihr Vertrauen zu gewinnen, vernahm mit aufrichtiger, inniger Theilnahme ihre schweren Sorgen und versuchte sie zu trösten, obschon er sich selber der Thränen nicht erwehren konnte. Der fromme Mann verfaßte einen Bericht über die Sachlage des traurigen Falles und übergab denselben dem einzigen seiner Freunde in bedeutender Stellung, einem Prälaten, der zugleich einer der Richter der Sacra Consulta war, ihm die Sache dringend an das Herz legend. Der Gerichtshof der Sacra Consulta hat die Leitung und Aufsicht der Gefängnisse unter sich, und der Richter, an dessen Herz der arme Priester so warm appellirt hatte, ließ sofort eine Untersuchung in der Angelegenheit des betreffenden Gefangenen einleiten, und Orazio Mancini's Name erklang wiederholt in den Räumen dieses Gerichtshofes und führte seine endliche Erlösung herbei. Der arme Orazio war, wie mancher

Andere, auch vergessen worden! Jetzt, wo man sich seiner wieder erinnerte, suchte man ihn von Gefängniß zu Gefängniß, und endlich fand man den armen Verschollenen. Die Anklage gegen ihn war schwerer Art, konnte aber nicht bewiesen werden; sein Name war nicht ein einziges Mal in den Zeugenaussagen oder in dem Verhör der in Viterbo Angeklagten erwähnt worden. Noch einige Monate verstrichen in dieser neuen Untersuchung, dann endlich erlangte Orazio seine Freiheit wieder. Sein Urtheil lautete indeß nicht auf Freisprechung, sondern auf Entlassung aus Mangel an Beweisen.

Welch' trauriges, wenn auch schon lang und heiß ersehntes Wiedersehen der beiden Gatten, die Gespenstern gleich einander gegenübertraten. Jedes wähnte in den abgehärmten Zügen des Andern zu lesen, daß ihnen nur eine kurze Spanne Zeit des Beisammenseins gegönnt sei, um dann hienieden für immer getrennt zu werden. Bianka hatte ein unwiderstehliches Verlangen nach Ruhe, mit jedem Tage siechten ihre Kräfte mehr und mehr dahin, bis ihre edle Seele endlich zu ewiger Ruhe und ewigem Frieden einging. Scheidend bat sie Orazio, für ihren Sohn zu leben, beklagte, die Ihren für immer verlassen zu müssen, fügte dann aber mit kaum mehr vernehmbarer Stimme voll Ergebung hinzu: „Des Herrn Wille geschehe!" und damit schloß sie ihre müden Augen.

Nun mußte der arme Orazio an sich selber erfahren, wie viel der Mensch zu ertragen vermag, wie der

nagendste Gram nicht tödtet; denn sonst hätte er seine Bianka, nach schwerer Prüfung kaum wieder mit ihr vereint, nicht überleben können. Das aber ist gerade das Elend des Menschen, daß er gebrochenen Herzens fortzuleben vermag und fortleben muß. Orazio duldete still, und seine einzige Freude war sein Sohn, den er blühend heranwachsen und einen der besten Schüler der Akademie von San Luca werden sah. Ihm wurden Preise auf Preise ertheilt und der Jüngling wurde auf dem Kapitol gekrönt. Aber Orazio hatte auch zu erleben, daß sein kleines Erbe in Cascatella in fremde Hände überging, trotz seines achtjährigen Bemühens, das eingebüßte Vermögen wieder herzustellen. Erschöpft durch Leid, unfruchtbaren Kampf, starb er im Jahre 1847, auch eins jener tausend unbekannten Opfer des Riesenalps — des Despotismus. Und der arme Paolo, kaum siebzehnjährig, stand nun blutarm und vereinsamt da in der Welt.

Paolo war in zu guter Schule aufgewachsen, um zu verzweifeln. Er besaß nichts als seinen Bleistift und seine Palette, dafür aber den festen Entschluß, mittelst derselben sich sein tägliches Brod zu erwerben. Viele seiner Mitschüler und Freunde, arm wie er, mußten in derselben Weise ihren Lebensunterhalt suchen, und weshalb sollte ihm das nicht ebenfalls gelingen? Dem Zufriedenen, dem das Bewußtsein seiner Unabhängigkeit genügt, wenn auch nur bei einem Stücke trockenen Brodes, ist das Leben immer leicht. Paolo kaufte eine Anzahl einfacher Karten und war damit

beschäftigt, auf dieselben mit sauberer Schrift zu schreiben: „Paolo Mancini, Schüler der Akademie von San Luca, empfiehlt sich im Zeichnen, Malen und Aquarell," als er durch den Besuch eines Fremden unterbrochen wurde, eines großen, hageren Geistlichen mit bleichem Teint, der sich als ein Bote des Bischofs Rodipani vorstellte.

Paolo's Blut gerieth bei Erwähnung dieses ihm unheimlichen Namens in Wallung und er empfand große Lust, den Boten ohne alle Umstände abzuweisen; dann aber ergriff ihn eine Art ironischer Neugier, er wollte hören, welch' neue Infamie im Werke sei, und so unterbrach er den Abgesandten nicht, der mit vollster Salbung von den seltenen großen Tugenden Seiner Hochwürden sprach, an deren Spitze die Liebe stände zu seinen Verwandten —

Hier hielt sich Paolo nicht länger, sondern fiel dem salbungsreichen Priester mit den Worten in die Rede: „Bitte, sparen Sie Ihre Lobrede auf den Monsignor bis zu seinem Tode und halten Sie sich an die Sache."

„Die Botschaft, deren Ueberbringer ich die Ehre habe zu sein," sagte der Schwarzrock, „ist von der höchsten Wichtigkeit für Sie. Seine Hochwürden hegen die freundschaftlichsten Gefühle, ich sollte eigentlich sagen die väterlichsten Gefühle für Sie; denn keinem Vater kann das Wohl seines Kindes mehr am Herzen liegen, als dem Monsignor das Ihre."

„Das ist in der That sehr gütig von dem Monsignor," bemerkte Paolo. „Und was ist der Preis all' dieser Güte?"

„Der Preis, Herr! Wie soll ich das verstehen?" fragte der Scheinheilige mit verstellter Verwunderung.

„Ja, der Preis; oder, wenn Sie es vorziehen, will ich fragen, was ist die Bedingung, — denn natürlich handelt es sich um eine solche — mit der ich des Monsignors Gunst erkaufen soll?"

„Allerdings erwarten Seine Hochwürden, — daß Sie aus Erkenntlichkeit einem Wunsche Seiner Hochwürden gern nachkommen werden."

„Und worin besteht der Wunsch?" fragte Paolo.

„Es ist die einfachste Sache von der Welt — eine reine Formsache. Monsignor würde es gern sehen, wenn Sie Ihrer Mutter Namen annehmen wollten und —"

„Und?" drängte Paolo.

„Und den Namen Ihres Vaters fallen ließen."

„Nie in meinem Leben!" rief Paolo, von seinem Sitze auffahrend. „Bestellen Sie dem Monsignor, daß ich das Andenken meiner Mutter als das einer Heiligen verehre, und daß, wenn es die Sitte mit sich brächte, ich stolz sein würde, ihren Namen zu tragen. Aber sagen Sie ihm auch, daß ich meines Vaters Andenken eben so heilig halte, und daß ich um keinen Preis den Namen ablegen würde, den er zu Ehren gebracht."

„Sicherlich," entgegnete der Priester verwirrt, „habe ich mich nicht klar genug ausgedrückt, oder Sie haben mich nicht verstanden."

„Weshalb denn?" fragte Paolo.

„Bitte, bedenken Sie die Sache, junger Herr, und seien Sie nicht zu voreilig. Es handelt sich hierbei um Monsignors Vermögen, um sein ganzes Vermögen, ein großes Vermögen, das Sie einem bloßen Skrupel opfern wollen.“

„Skrupel!“ wiederholte Paolo mit spöttischem Lächeln. „Wohlan denn, so lernen Sie als Mann von Jahren von einem Jünglinge, daß es Skrupel giebt, die in manches Menschen Brust alles Gold von Kalifornien und Australien nicht aufzuwiegen vermag.“

Der Schwarzrock schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als ob er solche Ketzerei nicht hören wollte, nicht hören dürfe, und verabschiedete sich schweigend. Unser jugendlicher Held dagegen setzte sich nieder an die Arbeit und fuhr fort, seine Empfehlungskarten zu schreiben. Sobald er damit fertig war, trug er dieselben in die von Fremden am häufigsten besuchten Kunsthandlungen und vertheilte die übrigen unter seine Studiengenossen und Freunde mit der Bitte, bei passender Gelegenheit von den Karten Gebrauch zu machen. Ebenso wurde das geehrte Publikum in den Spalten der Zeitung „L'Artista“ davon in Kenntniß gesetzt, daß der Zeichenlehrer Paolo Mancini noch einige Stunden zu besetzen wünsche. Und in der That gelang es dem jungen Mann, einige Stunden zu bekommen, deren Erfolg ihn vor äußerster Noth schützte.

Viertes Kapitel.

Etwa um diese Zeit kam ein Engländer Namens Mortimer Thornton, ohne jeden bestimmten Zweck, nur der Veränderung halber, nach Rom, etwa wie ein Fieberkranker sich auf seinem Lager hin und her wirft, weniger in der Hoffnung, sich dadurch behaglicher zu fühlen, als aus Ungeduld, noch länger in demselben Zustande zu verharren. Herr Thornton hatte bereits die halbe Welt durchwandert, ohne Ruhe und Befreiung zu finden. Und es gab auch nicht leicht Hülfe für seinen Zustand, denn er war zu eng mit dem was ihn quälte verbunden, hing damit, um es mit des Dichters Wort auszudrücken, wie ein sicherer Reiter mit seinem Roß zusammen.

Herr Thornton gehörte zu den Unzufriedenen, und wir bitten den Leser um Verzeihung, indem wir es wagen, ihm einen so allgemein unliebigen und mit vollem Recht unbeliebten Charakter vorzuführen; denn

in der That ist es erfreulicher, die Licht= als die Schattenseite der Menschen zu betrachten. Indeß läßt sich das Faktum, daß auch dergleichen Naturen existiren, eben so wenig leugnen, als daß dem Wesen dieser Unzufriedenen meist eine ernste Ursache zu Grunde liegt. Unbehagen und Mißvergnügen sind nicht so leicht zu tragende, so schmucke Federn, daß irgend Jemand sie freiwillig, aus purer Lust daran, an seine Mütze steckt. Aber unser Urtheil über die meisten Lebensverhältnisse und Thatsachen hängt eben so viel vom Zufall, als von ersten Eindrücken ab. Ein glänzender Sonnenschein oder ein strömender Regen, ein zuvorkommender oder ein unfreundlicher Gastwirth nehmen uns entschieden für oder gegen eine Stadt ein, die wir zum ersten Mal besuchen, und ein derartiges Urtheil wirkt so stark auf uns, daß es uns gefangen hält für alle Zeit. Dasselbe gilt auch vom Leben. Ein zarter, kränklicher Knabe z. B., der ohne Liebe und Sorgfalt heranwächst und in Folge seiner schwächlichen Gesundheit von seinen robusten und lärmenden Spielkameraden stets unterdrückt und hintenangesetzt wird, trägt fast zweifellos eine trübe Ansicht vom Leben davon. Oder man stelle sich einen zwanzigjährigen Jüngling vor, der von Jugend auf die Quälereien und Aufregungen eines schwebenden Prozesses kennen gelernt hat, und man frage sich, ob der Betreffende, selbst wenn er den Prozeß gewinnt, eine sehr rosige Anschauung vom Leben oder von den Menschen haben wird. Füge man zu diesen schweren Erfahrungen noch einen gewissenlosen Vormund hinzu, der,

Betrüger und Heuchler zugleich, nicht nur das Vermögen des Mündels an sich zu reißen sucht, sondern trotzdem in seinem Kreise hoch angesehen bleibt und Vertrauensperson in vielen Ehrenämtern, so kann man zehn gegen eins wetten, daß des Jünglings unverhohlener Abscheu vor solchem Mann, sein früh erschüttertes Vertrauen an der Menschheit, welches er weder verbergen kann noch will, ihn vor der Welt zu einem Radikalen stempeln werden, zu einem Sonderling und Atheisten und wie man sonst dergleichen Menschen nennt. Und schließlich rächt, was sie erduldet, sich an diesen Naturen selbst, denn es verbittert ihr Gemüth und ihr Blut. So war es Thornton ergangen, und seine Lebensgeschichte haben wir hiermit erzählt, bis auf das letzte Kapitel, das Kapitel einer unglücklichen Liebe. Wen darf es da Wunder nehmen, daß wir den Lebensmüden in Rom ganz so traurig und unzufrieden wiederfinden, als er vor zwei Jahren bei Antritt seiner Reise London verlassen hatte.

Mortimer Thornton besaß viel angeborenen Geschmack und Sinn für die schönen Künste, und obschon er selbst in der Malerei nur Unbedeutendes leistete, hatte er ein gediegenes Urtheil und war ein Kenner sowohl von Malerei wie von Skulptur. Bei seinen häufigen Wanderungen im Vatikan bemerkte er einen Jüngling, der in verkleinertem Maßstab die Madonna di Foligno von Raphael kopirte. Thornton war überrascht von dem feinen, geistigen Ausdruck des jugendlich schönen Malers, und mehr noch von seiner Arbeit. Er

blieb einen Augenblick stehen, sprach ein paar Worte der Anerkennung und des Lobes, die ihn als zum Fach gehörend kennzeichneten. Der Jüngling entgegnete nur Weniges, aber das Wenige genügte, um den wahren Künstler zu offenbaren. Ehe Thornton sich von ihm verabschiedete, reichte er ihm seine Visitenkarte, und bat dabei, es ihm nicht für Indiskretion auszulegen, wenn er den Namen eines so vielversprechenden, jungen Künstlers zu erfahren wünsche. Paolo — denn er war es — gab dem Engländer darauf eine jener Karten, auf die er mit so vieler Sorgfalt das: Paolo Mancini, Schüler der Akademie von San Luca 2c. geschrieben hatte.

„Sie geben Unterricht?" rief voll Erstaunen Mortimer.

„Ja wohl," entgegnete Paolo mit heiterem Lächeln, „wenn ich nämlich so glücklich bin, Schüler zu finden."

Sofort antwortete Thornton, er wünsche lebhaft, Stunden zu nehmen. Paolo erklärte sich dankbar bereit, und so wurden die beiden näher mit einander bekannt.

Thornton fand großes Wohlgefallen an Paolo und hielt ihn für ein bedeutendes Talent. Jeder Strich seines Bleistifts hatte etwas Individuelles, das gleichsam Zeugniß ablegte für die schöpferische Kraft des Jünglings. Seine Umrisse waren eben so sicher als fein, seine Farben eben so zart als kräftig.

„Glauben Sie mir," pflegte Thornton zu sagen, wenn er Arm in Arm mit Paolo verschiedene Gallerien besuchte, „glauben Sie mir, Sie dürfen Ihre Zeit

nicht mit Stundengeben vergeuden. Ich behaupte fest, daß Sie das Zeug zu einem großen Maler in sich haben."

„Glauben Sie das wirklich?" fragte dann Paolo, immer wieder an sich zweifelnd und das schöne Haupt dabei schüttelnd. „Zuweilen habe ich selber mir auch mit solchen eiteln Hoffnungen geschmeichelt. Aber davon wird man noch kein großer Künstler, es gilt das: Non omnibus omnia. Jedoch das soll mich nicht anfechten," rief Paolo gleich wieder fröhlich, denn er war durchaus nicht ehrgeizig. Bei näherer Bekanntschaft wurde der junge Lehrer auch mittheilsamer, so daß Thornton nicht nur den Künstler in ihm, sondern ebenso den Charakter desselben kennen lernte, der ihm mit jedem Tage lieber wurde.

Aber unser Held war auch in der That ein liebenswürdiger Jüngling und wie dazu geschaffen, um einen Mann von Mortimer's Natur zu fesseln. Voll wahrer Begeisterung für seine Kunst, für sein geliebtes Rom und für alles Große und Schöne, und dabei nicht ohne jenen leisen Anflug von Melancholie, der allen Italienern von Bedeutung eigen ist. Unduldsam wie ein Wilder gegen jede Spur von Konvention, extrem im Lieben wie im Hassen, dabei offenherzig und anhänglich wie ein Kind und selbstständig wie ein Mann — so lernte Mortimer den siebzehnjährigen Künstler kennen.

„Ich werde Rom nicht eher verlassen," dachte Mortimer bei sich, „bis ich diesen jungen Mann dahin

gebracht habe, sich und seinen eigenen Werth schätzen zu lernen, bis er den rechten Weg gefunden hat, um bekannt und berühmt zu werden." Lange schwankte Thornton, wie er am besten und ohne seinen Freund zu verletzen zu Werke gehen solle, um die materielle Lage des anspruchslosen Künstlers zu verbessern. Endlich schien es ihm am einfachsten, ihn um eine Kopie der Madonna von Foligno zu bitten, in die er förmlich verliebt war und die er unter allen Umständen haben müsse, wie er versicherte. Nur zu gern übernahm Paolo diesen Auftrag, aber von Bezahlung wollte er nichts hören und Thornton mußte lange mit ihm darüber disputiren. Schließlich überzeugte er Paolo, indem er sagte: „Wenn ich Ihre Zeit in Anspruch nehme und Sie dadurch hindere, mit Stundengeben Ihr Brod zu verdienen, so ist es doch nur in der Ordnung, Sie dafür zu entschädigen. Wovon wollen Sie sonst leben?"

Das Argument war so schlagend, daß auch Paolo es anerkennen mußte. Schnell einigte man sich über den Preis, der, obschon gering, dem jungen Römer ein Vermögen dünkte, im Vergleich mit dem Ertrag seiner Stunden. Mit allem Eifer ging er nun sofort an's Werk.

Paolo war, wie oben schon erwähnt, keine ehrgeizige, in manchem Betracht sogar eine indolente Natur. Wohl hatte er Zeiten von wahrhaft fieberhafter Thätigkeit, dann folgten aber lange Pausen unbesiegbarer Trägheit. Mortimer schalt in liebevoller Weise dieses

unbeständige Wesen und setzte ihm den Vortheil auseinander, der in gleichmäßig andauernder Arbeit liege — nulla dies sine linea. Paolo's Natur sträubte sich anfangs dagegen, dennoch versuchte er, seine Thätigkeit mehr zu regeln, aus Achtung vor seinem Freunde, der mit jedem Tage mehr Einfluß über ihn gewann, und es gelang Paolo auch allmählich, seinem väterlichen Freunde vollkommen zu genügen.

Derart vergingen Wochen und Monate und Mortimer Thornton war noch immer in Rom, ja dachte nicht einmal an die Abreise. Jene Ruhelosigkeit, jene Sehnsucht nach stetem Wechsel, die Thornton die letzten beiden Jahre gequält und ihn von Ort zu Ort getrieben, hatten ihn plötzlich verlassen. Seine ursprünglichen Empfindungen der Theilnahme und Liebe, die ihm so bittere Schmerzen eingetragen hatten und seitdem wie ein stehendes Gewässer unberührt und unbewegt in seiner Seele ruhten, waren zu neuer Bewegung, zu neuem Leben erwacht. Er hatte endlich einen würdigen Gegenstand gefunden für den lange ungenützten Schatz reinster Herzensgüte, den seine Brust barg. Nun hatte er Jemand, für den er sorgen konnte, hatte endlich wieder ein Ziel, nach dem er strebte.

Bei dem täglichen Verkehr mit Paolo konnte es nicht ausbleiben, daß Mortimer hin und wieder mit den Freunden und Studiengenossen des jungen Römers zusammentraf, die sich um denselben sammelten und ihn, als den bedeutendsten anerkennend, stillschweigend zu ihrem Führer erkoren hatten. Es waren herzens-

gute Kameraden, wenn auch zuweilen voll maßloser Theorien über Kunst und Künstlerthum, dabei arm wie die Mäuse, und doch vergnügt und unbesorgt um den kommenden Tag; stets bereit, sich gegenseitig zu helfen und beizustehen, ja einer für den andern den Mantel zu versetzen, dieses für den Römer fast unentbehrliche Kleidungsstück.

Diese jungen Leute, unter der despotischsten Regierung lebend, hatten eine Republik unter sich gegründet, lebten in Gütergemeinschaft und waren in jeder Beziehung freier als viele Freigeborene, die sich aus eigenem Antrieb alle möglichen konventionellen Fesseln aufbürden. Unsere Freunde konnten sich allerdings nicht eleganter Formen rühmen, ihr Wesen aber war offen und wahrhaft; ihre Scherze manchmal derb, jedoch witzig und originell; auch ihre Wäsche ließ manchmal etwas zu wünschen übrig, denn bei dem besten Willen ist es nicht Jedem möglich, täglich ein reines Hemd anzuziehen, aber ihre Herzen waren rein und man wird nicht leugnen, daß mancher andere Mangel damit ausgeglichen wird.

Für Naturmenschen, wie die eben geschilderten, mußte natürlich ein Mann von Thornton's Charakter viel Sympathie hegen. Seine Zufriedenheit wuchs und erweiterte sich in dieser reinen Atmosphäre, wie sich die Lungen erweitern, wenn man aus einem heißen, mit Moschus und Patschuli angefüllten Boudoir in frische, scharfe, aber erquickende Luft eines Märzmorgens tritt. Gegen mehrere dieser jungen Leute,

die entschiedenen Einfluß auf Paolo hatten, sprach Thornton es aus, wie er es für einen Fehler halte, daß Jemand, so talentvoll und begabt wie Paolo, seine kostbare Zeit mit Stundengeben vergeude, und bald gelang es ihm, willige Mitschuldige für das wohlgemeinte Komplott zu finden, welches er gegen seinen jungen Freund schmiedete. Paolo wurde schließlich überredet, sich ein Atelier einzurichten und sich ausschließlich der Produktion eines historischen Bildes zu widmen, dessen Gegenstand er lange mit sich umhergetragen und gehegt und gepflegt hatte mit besonderer Lust. Das Bild, Beatrice Conti vor ihren Richtern, wurde noch zeitig genug fertig, um zur Ausstellung in der Piazza del Popolo, die eben eröffnet war, angenommen zu werden. Es erregte allgemeine Aufmerksamkeit und wurde von Giuditta Taddei, der verehrten und hochgeachteten Sängerin, die sich in das Privatleben zurückgezogen hatte und einen Theil ihres rühmlichst erworbenen Vermögens zur Unterstützung und Ermuthigung junger Künstler verwandte, zu einem erheblichen Preise angekauft. Signora Giuditta empfahl außerdem Paolo einem andern Beschützer der Kur[illegible]s-
dem Prinzen Torlonia, der den jungen Künstler [illegible]älde
forderte, ihm einen Entwurf zu einem Fres[illegible] zu
für den Plafond einer Halle im Palazzo B[illegible] St[illegible]izze
machen. Paolo reichte nicht nur die gewi[illegible] zur B[illegible]ll-
ein, sondern fügte noch einige Episoden, [illegible] die Wän[illegible]de
endung seines Gegenstandes dienten,

hinzu. Die Zeichnung gefiel dem Prinzen so wohl, daß er Paolo mit der Ausführung derselben beauftragte; aber die politischen Bewegungen des Jahres 1848 und die Ereignisse, welchen Rom in diesem und dem folgenden Jahre zum Schauplatze diente, vereitelten den Plan.

Dann war die Zeit gekommen, und besonders gegen das Ende des Kampfes, als die französische Armee Rom belagerte, welche keine Worte, sondern Thaten erforderte, und das war der Augenblick, in dem Paolo und sein kleiner Freundeskreis bewiesen, was für gesunder, tüchtiger Kern in ihnen stecke, so daß Thornton's Theilnahme für die junge Schaar sich in Bewunderung und Verehrung verwandelte. Er sah, wie sie ohne Zögern Pinsel und Palette gegen die Muskete und das Schwert vertauschten, er sah sie mit Kampfesmuth jeder Gefahr trotzen, nicht wanken oder weichen unter dem Krachen der Musketen und Scherze wechseln bei dem Donner der Kanonen. Er sah, wie sie, [illegible]urückgedrängt von den äußeren Stadtmauern, Tag und ihr[illegible]cht auf den Barrikaden innerhalb der Stadt auf verthe[illegible] Posten standen, bereit, jeden Fußbreit Erde zu denn[illegible]idigen. Thornton entging nichts von dem Allen, Fre[illegible]un[illegible] selber kämpfte tapfer im Bunde mit seinen der[illegible] Enth[illegible] Es war eine schwere, harte Arbeit, bei der Ka[illegible]mpf vor[illegible]smus die Uebung ersetzte. Als endlich der Kompagnie [illegible]r war und man die kleine, wackere de[illegible] dreiundzwanzig Freunde überzählen

wollte, fanden sich neun Verwundete darunter und drei ihrer Getreuen hatten sie verloren für immer.

Paolo kehrte in sein Atelier zurück und entwarf zunächst ab irato die politische Komposition, mit der wir ihn schon beschäftigt fanden, nämlich Brennus in Rom. Aber kaum hatte er seinen Gegenstand mit Kohle skizzirt, als Prinz Torlonia in ihn drang, jetzt seiner Verpflichtung gegen ihn nachzukommen.

Thornton seinerseits folgte dem Sprichworte: „Bleibe, wo dir's wohl ergeht!" und ließ sich ganz in Rom nieder. Die lebhafte Zuneigung für Paolo, die Gewißheit, ihm nützen zu können, die Liebe zur Kunst und die Freiheit von allen Banden und Fesseln, welche zurückhaltenden und nach Unabhängigkeit schmachtenden Naturen zum Hemmschuh werden für ihre Handlungen und für ihr ganzes Thun und Sein, alle diese vereinten Gründe bestimmten Thornton zu diesem Schritte. Er miethete eine Etage in der Via Babuino, nahe bei Paolo's Atelier, richtete zwei Zimmer mit besonderem Eingang für Paolo ein und sagte, indem er ihm den Schlüssel zu denselben einhändigte: „Von jetzt an sind Sie mein Miether, ich muß Jemand haben, der mir die Miethe bezahlen hilft," wobei er eine ganz unbedeutende Summe als Paolo's jährlichen Beitrag festſtellte. Paolo, dessen Laren alle sich in seinem Atelier befanden, hatte anfänglich manchen Skrupel, dieselben in ein so aristokratisches Gebäude und in eine so elegante Gegend zu verpflanzen, er ergab sich aber schließlich mit liebenswürdiger Dankbarkeit.

So wurden der Engländer und der Römer Hausgenossen, und es bildete sich zwischen ihnen ein Verhältniß wie zwischen Vater und Sohn, oder, wie die jungen Leute ihrer Koterie zu sagen pflegten, wie zwischen dem Mentor und Telemach.

Paolo's Freskogemälde in dem Palazzo Bracciano, von Vielen in den Himmel gehoben, von Wenigen erbarmungslos getadelt, begründete und sicherte seinen Ruf und seine Stellung, weil derartig extreme Urtheile wie geschaffen sind, großen Erfolg zu sichern. Zwei andere bedeutende Bilder, welche in kurzer Zeit folgten, wurden sehr günstig aufgenommen, und als wir ihn im Jahre 1853 trafen, war Paolo Mancini allgemein als der bedeutendste unter den jungen Malern Roms anerkannt und auf dem besten Wege, Ruhm und Vermögen zu erwerben.

Aber trotz seiner bedeutenden Erfolge hatte Paolo eine sehr bescheidene Meinung von sich selber und war sogar zu Zeiten gänzlicher Entmuthigung ausgesetzt, die fast an Verzweiflung grenzte, wie wir das selber schon an ihm erfahren haben. Die Verzagtheit bemächtigte sich seiner besonders, wenn er den letzten Pinselstrich an einem Bilde gemacht hatte. Die Ausführung, klagte er dann, entspräche in keiner Weise seiner Konzeption, und mehr als einmal wollte er Pinsel und Palette für immer von sich werfen, und Thornton hatte alle Mühe, ihn zu ermuthigen. Er schalt ihn, argumentirte mit ihm und wurde förmlich heftig, wie ein

Vater gegen einen talentvollen Sohn, oder wie Minerva gegen ihren Telemach. Und schließlich pflegte dann Paolo auf eine oder die andere Weise zuzugeben, daß sein Mentor, wie in jeder andern Sache, auch hierin Recht habe.

Fünftes Kapitel.

Während wir Paolo und seinen englischen Freund dem Leser vorgestellt haben, wurde des ersteren Bild, oder richtiger die eben vollendete Gruppe von Figuren besprochen, kritisirt und vor dem Areopag, der aus einigen intimen Freunden Paolo's bestand, welche regelmäßig jeden Morgen sein Atelier besuchten, im Ganzen für sein bestes Werk erklärt. Paolo verfolgte mit großer Aufmerksamkeit die verschiedenen Urtheile; da es ihm aber immer peinlich war, sich loben zu hören, so unterbrach er die Unterhaltung, sobald man sein Talent oder sein Bild zu sehr rühmte und sagte: „Nun laßt uns zu etwas Anderem übergehen. Was giebt es Neues?"

„Der General der Franziskaner ist an einer Indigestion gestorben."

„So werden wir einen neuen Heiligen bekommen?"

„Ein großer Sturm bereitet sich im Vatikan vor," riefen drei Stimmen gleichzeitig.

„I, i! Immer nur einer, uno alla volta, uno alla volta, per carità," sang ein kleiner blonder Mensch, dem man seiner weiblichen Gesichtszüge halber und weil er sowohl Landschafts- als Portraitmaler und Dichter war, den Beinamen Salvator Rosa gegeben hatte. „Wen will man zu einem neuen Heiligen stempeln, und wodurch hat derselbe diese Ehre verdient?"

„Wodurch er sie verdient hat? Die Frage gefällt mir," sagte Derselbe, der die Nachricht mitgetheilt hatte. „Benedetto Labro wird kanonisirt, weil er nichts gethan hat. Er ist sein ganzes Leben lang ein Bettler von Profession gewesen, aus lauter christlicher Demuth."

„Ein sonderbarer Antrieb zu großer Thätigkeit!" bemerkte Thornton.

„Und was ist die Ursache des neuen Sturmes im Vatikan?" fragte ein Anderer.

„Piemont," entgegnete Malva (die Malve), so genannt wegen seiner Sympathien für Piemont, die in dem Freundeskreise als Schwäche betrachtet wurde; „das ungläubige Piemont drohte, seine Klöster aufzuheben."

„Wenn es sich selber nur lieber aufheben wollte," fiel ein Bildhauer ein, dem man wegen seines Berufs und seiner platten Nase den Beinamen Buonarotti gegeben hatte, „Piemont ist das Verderben Italiens."

„Und der Fanatismus ist das Verderben aller ge-

sunden Vernunft," versetzte Malva. „Bitte, wodurch soll Piemont das Verderben Italiens sein?"

„Dadurch, daß es wie eine Art Damm wirkt, der große Gewässer zurückhält," antwortete Buonarotti. „Ohne Piemont mit seinen Scheinfreiheiten wäre Italien bereits eine große und glückliche Republik."

„Scheinfreiheiten!" wiederholte Malva. „Der Gedanke gefällt mir. Eine freie Presse — bloßer Schein! Freiheit der Debatte auch bloßer Schein! Handelsfreiheit, Glaubensfreiheit, protestantische Kirchen, jüdische Parlamentsmitglieder — wieder nichts als bloßer Schein! Wenn das Alles nur Scheinfreiheiten sind, dann möchte ich wissen, worin die wahre Freiheit besteht. Was sagen Sie dazu, Mentor?"

„Ich sage, daß Sie vollkommen Recht haben," erwiederte Thornton; „aber nichtsdestoweniger rufe ich Sie und Buonarotti zur Ordnung. Wir haben ja die Regel aufgestellt, Politik solle hier ein verbotenes Thema sein, und wir dürfen dem Gesetz nicht zuwiderhandeln. Nur durch solche Uebereinkunft können harmonisches Beisammensein und freundliches Wohlwollen erhalten bleiben."

„Ein Daniel! Ein weiser Daniel! — Er hat vollkommen Recht!" riefen Alle einstimmig.

„Bravo ben, bravo ben, così si fa," summte Salvator, der seinen schwarzen Sammetrock ausgezogen hatte und ihn emsig ausbesserte.

„Gehörte auch die Schneiderei zu den Talenten Deines Namensvetters?" fragte einer der Freunde.

„Gewiß, ich zweifle keinen Augenblick daran," entgegnete Salvator. „Zu allen Zeiten povera e nuda audò Filosofia. Das mitlebende Geschlecht kennt nie seine großen Geister; man denke an Homer, Dante, Galilei und Andere mehr. Wenn ich todt sein werde, wird man sicherlich auch mir ein Monument errichten, aber — ma sarà tardi allor."

Paolo legte seinen Pinsel aus der Hand und betrachtete mit aufmerksamer Theilnahme Salvator's Beschäftigung, dann sagte er: „Wie kommt das, Salvator? Giebt es denn keine Liebhaber mehr von romantisch wilden Landschaften? Keinen berühmten Mann mehr, dessen Portrait der Nachwelt überliefert werden könnte für die bescheidene Summe von zehn Skudi?

„Jetzt gerade nicht," antwortete Salvator. „Ich habe dem Pinsel den Abschied gegeben und mich der Leier zugewandt. Ich schreibe ein Libretto." Und darauf sang er: „Per comporre un drama serio, quattro mesi ho consumato, trenta scudi ho guadagnato, dite voi come si fa?"

„Dabei fällt mir ein, was für eine neue Oper wird man zum Karneval geben?" fragte einer der Anwesenden, der sich bis jetzt schweigend verhalten hatte.

„Zwei von Verdi, Il Trovatore und La Traviata," sagte Malva.

„Zum Kukuk mit dem Verdi!" rief Buonarotti.

„Verdi für immer!" rief Salvator.

„Verdi ist ein Gaukler, Verdi ist nicht viel besser als ein Clown in der Musik!" schrie jetzt der erste.

„Liktoren," hob Salvator aufstehend an, indem er majestätisch seinen Stock in der Hand hielt und gegen die Thür schwenkte, „erfaßt den Lästerer und stürzt ihn hinab von dem tarpejischen Felsen!"

„Senatus populusque Romanus!" erschallte es von Buonarotti's Lippen, indem er auf einen Stuhl sprang und mit theatralischen Gesten anhub: „Ich klage ihn an, diesen Verführer der öffentlichen Moral, diesen Anbeter falscher Götter —"

„Verdi ist ein Genius!"

„Verdi ist ein Narr!" erschallte es dagegen.

Als die beiden Gegner sich in dieser Weise überschrieen, öffnete sich die Thür, und auf der Schwelle erschien ein junger Mann, der eine Brille trug und der sofort den Kragen seines Rockes aufschlug, sein Gesicht mit dem Hute bedeckte, als ob er sich schützen wolle, kurz, einen panischen Schrecken zum Vergnügen Aller komisch darzustellen wußte.

„Monsieur du Genre! Monsieur du Genre!" ertönte es von allen Seiten.

Du Genre war der nom du guerre des Hereintretenden, eines tüchtigen Genremalers, der nichts bewunderte als das Genre und voll Intoleranz war gegen Alles, was nicht zur Genremalerei gehörte; der die Genremalerei verherrlichte und bei der Genremalerei schwor, wie Andere schwören bei den Göttern. Pelissier, so hieß der junge Künstler, hatte bis vor Kurzem ein Stipendium von der pariser Akademie gehabt, um sich auszubilden. Realist in der Kunst und

ein anerkannter Skeptiker und Epikuräer in Lebensanschauung wie im Leben, liebte er es außerdem, Paradoxen aufzustellen und zu diskutiren, war aber trotz alledem ein herzensguter Mensch, denn sonst hätte er in diesem Augenblick, wo sein Vaterland und seine Landsleute Alles weniger als beliebt waren in Italien, unmöglich mit seinen römischen Studiengenossen auf so vertrautem Fuße stehen können, als es in der That der Fall war.

„Sind die Barbaren vor den Thoren des Kapitols?“ fragte er, indem er vorsichtig näher trat.

„Wo sie auch immer sein mögen,“ sagte Paolo, „wir heißen Dich deshalb nicht minder herzlich willkommen! Monsieur du Genre, wie steht es mit der Realistik heute?“

„Sehr gut, ich danke bestens. Und wie steht es mit dem Ideal, gedeiht und wächst es, junger Telemach?“

„O, zusehends,“ antwortete der Gefragte.

„Wie wäre es, wenn Du Dich selbst davon überzeugtest,“ fiel Salvator Rosa ein, auf den Brennus zeigend.

Der Franzose hielt sein Lorgnon vor die Brille betrachtete das Bild lange und aufmerksam, und dann sagte er:

„Sehr schön, nur zu schön.“

„Wie meinst Du das?“ fragte Paolo.

„Ich meine, daß es zu schön ist, um wahr zu sein. Deine Gestalten existiren nicht in der Wirklichkeit, es

sind Ideale, und ich empfinde es wie einen positiven Schmerz, daß Jemand, dem die Komposition und die Farben zu Gebote stehen wie Dir, solch' falschen Weg verfolgt. Denn die Darstellung des Idealen hat sich überlebt."

„Ich würde meinen Pinsel verbrennen, wenn ich so dächte," versetzte Paolo.

„So thue Du das nur auf der Stelle," entgegnete du Genre, „oder gebrauche ihn zu einem bessern Zweck. Du betest eine gefallene Gottheit an. Das Ideal hatte seine Zeit und seine Berechtigung, als die Menschen noch Glauben hatten und Muße. Beides aber fehlt ihnen in unseren Tagen; heute haben sie nur ein vorübergehendes Interesse, und das ist Alles. Die Realität ist der Beherrscher unseres Zeitalters, dieses Jahrhunderts des Dampfes, der elektrischen Telegraphen und Kaliforniens. Außerhalb des Realismus und der Darstellung desselben, nämlich der Schule des Genre, giebt es kein Feld, keine Rettung für den Maler. Und heute noch das Ideal malen wollen, heißt sich auflehnen gegen den herrschenden Geschmack."

„Das thue ich, und ich bin stolz darauf es zu thun, wenn unsere Zeit so ist, wie Du sie schilderst," sagte Paolo. „Die Kunst ist göttlicher Natur, und alle Erfindungen und Entdeckungen und Photographien können ihre Natur nicht ändern. Wäre die einfache Wiedergabe, die Reproduktion der Wirklichkeit, wie Du es nennst, das Alpha und Omega der Kunst, weshalb sollte Gott dann das ewige Streben nach dem Ideal, das

gleichzeitig Seligkeit und Qual des Künstlers ist, in unsere Brust gepflanzt haben?"

„Was für ein Enthusiast Du bist!" rief du Genre. „Bloße Worte bringen Dich in Feuer und Flamme, und in Worten findest Du andererseits auch wieder Beruhigung und Befriedigung. Was verstehst Du schließlich unter dem Ideal?"

„Das Ideal ist jener göttliche Heiligenschein, mit dem der Schöpfer die wirkliche Welt verklärt," antwortete Paolo. „Und wehe Denen, die ihn nicht sehen!"

„Bravo! Bravo!" tönte es von fast allen Lippen.

„Das ist eine nebelhafte Definition eines nicht minder nebelhaften Gegenstandes," versicherte der Franzose. „Solche Gedanken und Anschauungen stammen aus Deutschland."

„Ganz im Gegentheil; ein Landsmann von Dir ist's, der so dachte und schrieb," entgegnete Mancini.

„Und wenn alle Welt so dächte, so bekenne ich dennoch, daß ich diesen Heiligenschein nirgends sehe."

„Da bedaure ich Dich aufrichtig," fiel Paolo schnell ein. „Ist aber die Sonne deshalb minder leuchtend, weil der Blinde sie nicht sieht?"

„Gemach, gemach, heißblütiger Telemach, ärgere Dich nur nicht," sagte du Genre gutmüthig. „Lieber will ich schon den Realismus verleugnen und ein schwärmerischer Idealist werden, als Dich kränken, lieber Paolo."

„Das hast Du auch nicht gethan, theurer Freund," rief Paolo aufstehend und du Genre herzlich die Hand

schüttelnd; „es liegt nun einmal in meiner Natur, gleich so warm zu werden, aber deshalb bin ich weder gekränkt noch böse."

„Nun, um mir das zu beweisen, mußt Du morgen bei mir frühstücken. Ich habe ein kleines Frühstück bestellt nach meinem Geschmack, in meinem Genre, und habe dazu ein Kistchen rothen Rhein zu offeriren und möchte über beides gern Dein Urtheil hören. Dürfte ich auch um die Ehre Ihrer Gegenwart bitten, weiser Mentor? Ja? Das freut mich, und dann wär's am besten, Ihr Alle fändet Euch bei mir ein, auch Buonarotti's Bruder, den ich hier vermisse —"

„Der ist auf dem Lande," antwortete Buonarotti, „und zwar über Hals und Kopf verliebt und girrend wie eine Turteltaube."

„Verliebt ist er?" sagte Paolo. „Dazu gratulire ich ihm und gleichzeitig beneide ich ihn. Ich wünschte, ich wäre es auch, denn ich bin überzeugt, daß Liebe erst den Mann zum wahren Manne macht."

„Oder ihn zu Grunde richtet," bemerkte Thornton.

„Wenn man verständig ist, geschieht weder das eine noch das andere," versetzte du Genre. „Denn die Frauen sind weder solche Engel wie Mancini sich einbildet, noch solche Teufel wie Thornton behauptet."

„Um des Himmels willen," rief Thornton, „schreiben Sie mir nicht solchen Unsinn zu. Was ich sagte und was ich meine ist, daß die Frauen leichtsinnig sind und aus purem Leichtsinn, ohne sich dessen bewußt zu sein, schon manches Männerherz gebrochen haben."

„Wie undankbar Sie sind," war des Franzosen Antwort, „daß Sie über die wahre Ursache Ihres Glückes klagen. Besäßen die Frauen nicht diesen hinreißenden Leichtsinn, der der Himmelsschlüssel ist zu ihren Herzen, wie würde es uns armen, schwerfälligen Männern in unserm Egoismus und unserer trockenen Prosa ergehen!"

„Ist es denn der Mühe werth, sich eines Schlüssels zu bedienen, der jedem ersten Besten zur Verfügung steht wie uns, der auch nach uns noch Jedem Einlaß schafft und uns preisgiebt dem Wollen und der Laune jedes neuen Eindringlings?" fragte Thornton in bitterstem Tone.

„Was hat das zu bedeuten, was thut das zur Sache?" erwiederte der Realist. „Es ist eben Glück und Glückeswechsel wie im Kriege. Schließt sich hier für mich eine Thür, so öffnet sich dort eine andere, das ist das Ganze."

„Dann ist Dir Liebe nur ein anderer Name für Vergnügen," sagte Paolo.

„Tu l'as dit," lachte du Genre. „Ich betrachte die Welt wie einen Garten, dessen belebte Blumen die Frauen sind. Bricht unser Herz über jede schöne Rose, die wir nicht erreichen können, oder bricht es, wenn die Rose, welche wir gepflückt haben, in unserm Knopfloche welkt? Durchaus nicht; wir treten ruhig an die nächste heran und ersetzen die verwelkte durch eine frische Blume. Wenigstens bekenne ich mich zu dieser Philosophie."

„Also zur Philosophie des Harem," spottete Salvator.

„Du bist ein Heide, du Genre," fuhr ihn Paolo an. „Weißt Du, was Du thust, wenn Du die Frau von ihrem hohen Piedestal, auf dem sie als die Gefährtin, die Freundin, die bessere Hälfte des Mannes steht, herabstürzest, um sie zu einer Puppe, zu einem Spielzeug, zu einem tableau vivant zu erniedrigen? Mit einem Schlag vernichtest Du dadurch die edelste Errungenschaft des Christenthums. Lasse das Vergnügen die Stelle der Liebe vertreten, so lähmst Du unserm Lebensnerv die Seele, Du vergötterst die Malerei, und es versiegt der Quell alles Edeln, Erhabenen und Heroischen in der menschlichen Natur. Du entwürdigst den Menschen —"

Hier wurde der junge Künstler in seinem Herzensergusse durch ein wahrhaft homerisches Gelächter unterbrochen, in das aber der erregte Redner bald selbst herzlich einstimmte. Die Ursache dieser allgemeinen Heiterkeit war ein starker Neger in äußerst auffallender Livrée, der, mit einem Briefe in der Hand, plötzlich in der Thür stand. Dabei strahlte das possirlichste Gemisch von Verlegenheit und Empfindlichkeit aus seinen schwarzen Gesichtszügen.

Dem lange anhaltenden Gelächter folgte ein Pelotonfeuer von Scherzen.

„Voilà einen Boten von der Königin von Saba!"

„Der Kaiser Soulouque in Person."

„Ein hellschillernder Regenbogen auf schwarzem Himmel.“

„Ist der Karneval denn schon angegangen, daß die Affen maskirt umherlaufen?“

„O Albion, solche Streiche kannst nur Du und Du allein erfinden!“

„Das ist nicht zu leugnen,“ sagte Thornton lachend, „wir ergötzen uns an solcher Schaustellung, wir sind sogar stolz darauf und prunken und prahlen damit. Urbi et Orbi, wir ernsten Briten.“

Unterdeß schritt Salvator auf den Schwarzen, in die Farben des Regenbogens Gekleideten zu, und ihn mit ernster Miene anblickend, nahm er ihm, ohne ein Wort zu sprechen, das Billet aus der Hand und reichte es Paolo singend: „Sol due righe di biglietto; un biglietto? eccolo qua?“

„Bitte, Thornton, thun Sie mir den Gefallen es zu lesen,“ sagte Paolo, der gerade etwas in den Händen hatte. „Da die schwarze Karyatide sich nicht fortbegiebt, nehme ich an, daß es auf eine Antwort abgesehen ist.“

Thornton erbrach das Siegel und las laut, denn das Billet war italienisch geschrieben:

„Fräulein Lavinia Jones, die begierig ist bei einem so ausgezeichneten Lehrer als Herrn Paolo Mancini Stunden zu nehmen, empfiehlt sich ihm und bittet, sie gütigst wissen zu lassen, welche Tage und Stunden ihm die bequemsten wären? Fräulein Lavinia Jones bittet durch Ueberbringer dieses um gefällige Antwort. Palazzo Morlacchi, Via del Corso.“

„C'est un peu fort," lachte du Genre.

„Und noch dazu eine antediluvianische Idee," meinte Paolo.

„Fräulein Lavinia muß vom Mond herabgefallen sein," bemerkte Malva.

„Wie viele Fehler?" fragte Buonarotti.

„Nicht einen einzigen, so viel ich sehe," entgegnete Thornton. „Das Billet ist ganz korrekt und sogar sehr schön geschrieben."

„Bitte, lassen Sie mich's sehen," sagte Paolo. „O, entzückend, welch' zierliche, elegante Handschrift! Das muß ein wunderschönes Geschöpf sein, das eine solche Hand schreibt — vielleicht mein Ideal!"

„Sie müssen natürlich schriftlich antworten, Paolo," bemerkte Thornton.

„Ich habe aber keinen einzigen anständigen Briefbogen zu Hause."

„Das thut nichts, dann schreiben Sie auf die leere Seite des Billets," bedeutete Thornton, indem er das Blatt abriß.

„Danke schön," versetzte Paolo, und das Papier auf die Staffelei legend, schrieb er:

„Signor Paolo Mancini empfiehlt sich dem Fräulein Lavinia Jones ehrerbietigst und bedauert, dem Vergnügen, sie zu unterrichten —"

„Nein, der Ehre, sie zu unterrichten," korrigirte Thornton.

„Bedauert, der Ehre, sie zu unterrichten, entsagen

zu müssen," fuhr Paolo fort, „weil er bereits seit sechs Jahren aufgehört hat Stunden zu geben."

„Ich habe aber leider weder Couverts noch Siegellack, ja selbst keine Oblate."

„So legen Sie es doch dreieckig zusammen," rieth Thornton, „und dann schnell adressirt. Sie haben den Boten schon zu lange warten lassen."

Nachdem das Billet mit großer Mühe zusammengefaltet und adressirt war, schritt Salvator abermals mit gravitätischem Ernst auf den Boten zu, händigte wieder schweigend ihm das Billet ein, wie er ihm das Fräulein Jones' abgenommen hatte, und wies mit der Hand nach der noch immer geöffneten Thür.

Paolo, den sein Appetit erinnerte, daß seine Frühstücksstunde schon längst vorüber sei, zog seine Blouse aus, verschwand hinter einem Schirm, um sich Gesicht und Hände zu waschen, suchte seinen grauen Kalabreser, worauf sich die ganze Gesellschaft nach dem nahe gelegenen Kaffeehause begab.

Sechstes Kapitel.

Nach dem Frühstück kehrte Mancini wie gewöhnlich in sein Atelier zurück. Während der Zeit seiner Abwesenheit hatte sein Bild ihn unaufhörlich verfolgt. Manche Aenderungen und Verbesserungen standen klar vor seinem Auge, und er war voller Ungeduld sie auszuführen. Der wahre Genius kommt nie zur Ruhe, sondern ist vielmehr in steter Aufregung. Jedes künstlerische Schaffen versetzt den Künstler in einen fieberhaften Zustand, dem keine nachhaltige Erquickung gegönnt ist; es ist ein endloses Ringen des Geistes gegen die widerstrebende Materie, und jeder Sieg wird unter Kampf und Leid errungen, auf Kosten des Herzens, der Seele und des Geistes. Wie das Orakel der Alten nur der Pythia einen Einblick in das Ewige gestattete, nur ihr antwortete, die in ihrem geheiligten Wahne sich windend auf dem göttlichen Dreifuß saß, so wird das Schöne auch dem Genius nur unter Schmerz und Qualen offenbart.

Den Nachmittag hatte sich Paolo ein- für allemal für seine ernsten Studien reservirt. Es bestand ein stillschweigendes Uebereinkommen zwischen ihm und seinen Freunden, sein Atelier von ein bis fünf Uhr nicht zu betreten, es sei denn in ganz besonderer Veranlassung. Indeß galt diese Regel nicht für Mortimer. Während dieser Stunden, wo Paolo vor jeder Störung sicher war, ließ er seiner Phantasie freien Spielraum; skizzirte Entwürfe, gruppirte seine Gestalten, löschte eben Geschaffenes ab und begann wieder Neues, sich völlig seiner fluthenden Inspiration hingebend. Eben war er dabei, seinem Brennus und den anderen Figuren des Vordergrundes einige letzte Striche hinzuzufügen, als an seine Thür geklopft wurde.

Paolo rief sein „Herein", in dem guten Glauben, daß es Thornton sei, und das Sporengeklirr — Thornton ritt viel und trug daher oft Sporen — bestärkte ihn in seiner Annahme.

„Nun, Mortimer, was giebt es?" rief er ohne aufzublicken aus.

„Es ist aber nicht Mortimer," lächelte eine heitere, melodische Stimme dicht neben ihm.

Der Künstler fuhr empor, ließ seine Palette fallen, als ob er einen elektrischen Schlag erhalten hätte, und fand sich, indem er sich umwendete, einer schlanken jungen Dame im Reitkleide gegenüber und einem ältlichen Herrn von mittlerer Größe. Unser armer, scheuer Paolo stand wie festgebannt, sprachlos da und hatte selbst nicht einmal Geistesgegenwart genug, um

den Fremden Stühle anzubieten. Er erröthete über und über, während perlende Schweißtropfen auf seine Stirn traten.

„Entschuldigen Sie unsern Ueberfall," begann die Dame in italienischer Sprache. Sobald aber ihre Augen auf die Gruppe fielen, an der Paolo eben gearbeitet hatte, unterbrach sie sich selber, klatschte in die Hände und rief voll Enthusiasmus: „O, wie wunderschön! Das ist ja vortrefflich! Sieh doch, Onkel, sieh!"

Der Onkel nahm sein Lorgnon zu Hülfe und wiederholte: „Wunderschön, ja in der That ganz wunderschön!"

„Nicht wahr? Es ist ein Juwel, ein wahres Meisterstück. Welch' herrliches Kolorit! Freilich darf ich nicht behaupten, ein Kenner zu sein, aber mich erinnert das Bild vollkommen an Dominichino."

„O, ich bitte," rief ablehnend Paolo, der währenddeß Zeit gewonnen hatte sich zu fassen.

„Weisen Sie das nicht zurück, ich meine aufrichtig was ich sage," versicherte die junge Dame. „Ich bin überzeugt, das ist dieselbe Breite, das ist dieselbe Größe des Styls —"

„Bitte, bitte, beschämen Sie mich nicht. — Sie vergleichen einen Zwerg mit einem Riesen," entgegnete Paolo, indem er seinen Gästen Stühle hinschob.

„Nein, ich danke," sagte die Dame, den Stuhl zurückweisend. „Wir dürfen nicht länger bleiben, dürfen Sie nicht Ihrer kostbaren Zeit berauben, die Sie so vortrefflich zu nützen verstehen."

„Dürfte ich wenigstens die Ehre haben zu wissen — ?“

„Wer wir sind? Wie, errathen Sie das nicht? — Wie merkwürdig!“ Und das fröhliche Lachen der jungen Dame zeigte Paolo eine doppelte Reihe kleiner Zähne, so weiß und gleichförmig wie die kostbarsten Perlen. „Errathen Sie noch nicht, daß Sie Herrn Jones und dessen Nichte, Fräulein Lavinia Jones vor sich sehen?“

„Ach, in der That? Also die Schreiberin des Billets, das ich heute Morgen empfing!“ rief Paolo, abermals bis zur Stirne erröthend. „Ich hielt Sie für keine Engländerin, sondern für eine Landsmännin. Sie sprechen so vortrefflich italienisch.“

„Das ist pure Schmeichelei, Sie verstehen es, Komplimente zu machen.“

„Das verstehe ich durchaus nicht,“ sagte Paolo; „ich schmeichle keinem Menschen und mache nie Komplimente.“

„Gar keine, auch nicht die allerkleinsten?“ fragte sie mit hinreißend einschmeichelnder Stimme.

„Nein, gar keine, auch nicht die allerkleinsten,“ antwortete Paolo ernst, Fräulein Lavinia's eigene Worte wiederholend.

„Dann sind Sie nicht wie die anderen Männer.“

„Weshalb das nicht? Denn ich bin wie die meisten, die ich kenne.“

Sie versenkte ihr Auge in das seine und in ihrem Blick mischten sich Ueberraschung und Zweifel. Vielleicht erschien es ihr unnatürlich, so viel Einfachheit bei einem Künstler von Paolo's Bedeutung zu finden;

oder vielleicht war es auch nur Staunen über die primitiven Zustände, in denen er sonst leben müsse. Paolo, der bereits seine Haltung völlig wiedergefunden hatte, wußte nicht nur mit Fassung ihren Blick zu ertragen, sondern erwiederte ihn mit Feuer.

„Also Sie erriethen nicht, wer wir sind?" nahm die Engländerin nach einer Pause das Gespräch wieder auf; „und vielleicht errathen Sie eben so wenig die Ursache unseres Besuches —"

Darüber war nun freilich Paolo nicht länger im Zweifel, aber es paßte ihm nicht, es zu gestehen. Die Voraussicht, einem so reizenden Wesen eine Bitte abschlagen zu müssen, war ihm zu peinlich, als daß er nicht so lange als möglich damit gezögert hätte.

„Ich kam, die Wahrheit zu gestehen, nur um persönlich mein geschriebenes und bereits von Ihnen refüsirtes Anliegen zu erneuen. Bitte, bitte, antworten Sie mir nicht gleich, sonst schwindet mir auch der geringe Muth, den ich noch hege. Der Anblick Ihres Meisterwerkes hat mich schon ohnehin ganz verblüfft und zaghaft gemacht, denn ich fühle, wie lächerlich es ist, von einem Künstler, der so Großes leistet, zu verlangen, daß er sich herablasse, einem Mädchen wie mir Stunden zu geben.

„O, das ist es durchaus nicht —" begann Paolo.

„Nein, nein, noch nicht, noch nicht," unterbrach ihn wieder Fräulein Lavinia mit einer graziösen Handbewegung und einem Neigen des Kopfes, das ihren Schwanenhals zeigte. „Ich muß erst mein Gesuch er-

klären und entschuldigen. Ich versichere Sie, daß ich, als ich an Sie schrieb, keine Ahnung davon hatte, was für ein großer Künstler Sie sind. Ihre Adresse erhielt ich von einer Freundin, von Lady Augusta Baro, als wir von London abreisten; vielleicht erinnern Sie sich ihrer, Sie gaben ihr im Jahre 1848 Zeichenstunden. Und erst heute Vormittag, nachdem ich bereits Ihr Billet erhalten hatte, erfuhr ich in einer englischen Kunsthandlung auf dem Korso, daß Signor Paolo Mancini der Name eines berühmten Künstlers sei."

„Wirklich, mein Fräulein?"

„Ja, der Name eines der berühmtesten Künstler. So weit geht meine Erklärung und — nun folgt die Entschuldigung. Sie werden denken, wenn sie nun Alles wußte, weshalb hört sie denn nicht auf, dich zu quälen? Dafür bin ich ja aber eine Frau, und Frauen reizt bekanntlich nichts so sehr, als gerade eine Schwierigkeit. Es kostete mich fast vierzehn Tage, nach jener früheren Adresse Sie aufzufinden; nicht ein einziger jener dummen Ciceroni, die Alles zu wissen behaupten, konnte Sie ausfindig machen. Vielleicht glaubten sie nicht, daß der Zeichenlehrer, den sie aufsuchen sollten, und der berühmte Künstler eine und dieselbe Person sei. Und nun, da ich Sie endlich gefunden habe, würde es doch sehr grausam sein, wollten Sie sich mir wieder entziehen. Nicht wahr? Liebt doch Jeder festzuhalten, was ihm nach langer Mühe geworden, — und außerdem bin ich nun einmal ein kin-

disch, ein verwöhntes Mädchen, dem Sie vergeben müssen und vergeben werden, das hoffe ich ganz bestimmt."

Es lag ein unwiderstehlicher Zauber in Lavinia's Blick, in ihren Bewegungen, in den verschiedenen Modulationen ihrer klangvollen, sanften Stimme und in der vorzugsweise harmonischen Anmuth ihres ganzen Wesens während sie sprach. Unserm zurückgezogen lebenden jungen Künstler war nie ein derartiger Genuß zu Theil geworden, und so wirkte dieser Zauber denn auch berauschend auf ihn ein. Wer weiß, wie lange er in stummem Schweigen verharrt, hätte nicht die Engländerin mit leisem Lächeln, indem sie sich niedersetzte, hinzugefügt: „Jetzt kommt die Reihe an Sie. Was haben Sie zu sagen?"

Es war nicht leicht für Paolo, dieser Aufforderung nachzukommen, wenn man bedenkt, was er zu erwiedern hatte, aber er bot seinen ganzen Muth auf und stammelte:

„Ich bin es eigentlich, der um Verzeihung bitten muß. O, wüßten Sie, wie schwer es mir wird, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können, — aber es ist in der That für mich unmöglich, Stunden zu geben."

Die junge Dame schaute verdrossen drein und biß sich auf die Lippen.

„Fürchten Sie nicht, daß ich zuviel von Ihrer Zeit beanspruchen werde. Ich will die bescheidenste Schülerin von der Welt sein, und sehr dankbar selbst für eine halbe Stunde dann und wann."

„Es ist nicht die Zeit, um die ich geize, obgleich ich allerdings sehr beschäftigt bin," sagte Mancini. „Ich könnte mich schon hin und wieder eine Stunde frei machen. Aber bitte — hören Sie gefälligst, wie es damit steht: seit ich aufgehört Stunden zu geben, habe ich Anträge auf Anträge deshalb, und als ich Schüler, Gott weiß wie nothwendig brauchte, da konnte ich nur wenige und oft gar keine finden; fast mit dem Augenblick, wo ich sie abzuweisen begann, kamen sie schaarenweise. Wie gesagt, ich hatte so viele Anfragen, und viele der Familien waren mir so dringend empfohlen, daß ich mich entschloß, um durch Ablehnen Niemand zu beleidigen, gar keine Schüler mehr anzunehmen, weil ich doch unmöglich bei meinen anderweitigen Arbeiten Alle befriedigen konnte. Sie sehen also, daß ich keine Ausnahme zu Ihren Gunsten machen kann, ohne Andere zurückzusetzen, und das werden Sie gewiß nicht wünschen."

„Sie haben vollkommen Recht, wir wünschen in der That durchaus nicht, daß Sie gegen Ihre Ueberzeugung handeln," versicherte Fräulein Lavinia; „und daher ziehe ich meine erste Petition zurück und stelle einen andern Antrag. Besuchen Sie uns und geben Sie mir gelegentlich Rath und Anleitung bei meinen Studien. Wollen Sie das nun wenigstens thun?"

In der Frage: „Wollen Sie das nun wenigstens thun?" lag eine Welt von Anmuth und weiblicher Grazie. Paolo war fast besiegt, doch sein Gewissen protestirte und er sagte lächelnd:

„Sie wechseln zwar das Wort, aber nicht die Sache.“

„Ich will meine Bitte noch bescheidener stellen,“ beharrte die Engländerin. „Erlauben Sie mir nur, Ihnen meine stümperhaften Versuche zu zeigen; selbst die subtilste Rücksicht auf Andere könnte Sie doch unmöglich abhalten, in unser Haus zu kommen.“

Die Worte: „in unser Haus,“ riefen in Paolo's Gedächtniß eine Phantasmagorie von gepuderten Dienern, Herren in weißen Kravatten, geputzten Müttern in Seide und Sammet hervor, wie er ihnen in Lady Augusta's Hause begegnet, als er dort Stunden zu geben pflegte, und sein Muth belebte sich in der Erinnerung des stets erneuten Unbehagens, das jene Welt des Reichthums und des Prunkes ihm eingeflößt hatte vom ersten bis zum letzten Tage.

„Ich bin an ein so zurückgezogenes Leben gewöhnt —“ begann Paolo.

Fräulein Lavinia ließ ihn nicht ausreden.

„Auch wir führen ein sehr stilles Leben,“ unterbrach sie ihn, „und Sie können doch einer Dame keinen Refus geben, wenn Sie dieselbe um Ihre Freundschaft bittet.“

Was blieb ihm übrig, der coup-de-grâce war gefallen.

„Solcher Gunst kann freilich Niemand widerstehen,“ antwortete Paolo. „Ich stehe ganz zu Ihrer Disposition.“

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen,“ rief

Fräulein Jones, vor Freude erröthend. „Onkel, lieber Onkel, Signor Mancini will so gütig sein und meine Stümpereien durchsehen.“

Sie hat das mit großer Lebhaftigkeit englisch gesprochen, und der Onkel, der während der langen Unterhaltung zwischen Fräulein Lavinia und dem jungen Künstler das Atelier und dessen Einrichtung genau geprüft hatte, schien durchaus nicht besonders entzückt von dieser Nachricht und antwortete in ruhigem Tone:

„So, das freut mich; das ist sehr gütig von ihm. Nicht wahr, nun können wir gehen?“

„Wann werden Sie kommen?“ fragte Lavinia Paolo; „paßt es Ihnen vielleicht morgen um zwei Uhr?“

„Morgen bin ich nicht frei.“

„Dann aber vielleicht übermorgen?“

„Sehr gern, mein Fräulein.“

„Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen aufrichtig,“ wiederholte die Engländerin, indem Sie Paolo freundlich die Hand reichte, die der junge Künstler mit englischer Herzlichkeit drückte.

„Du hast viel Zeit und viele Worte verschwendet, Lavinia,“ sagte Herr Jones zu seiner Nichte, als sie die Treppe hinunter gingen.

„Warum nennst Du das verschwendet?“ fragte Lavinia. „Ich habe einen großen Künstler zu meinem Lehrer gewonnen und ist das nicht unendlich viel werth?“

„Du hättest das leichter und schneller erlangen

können, wenn Du am richtigen Ende angefangen hättest," meinte Herr Jones.

„Bitte, willst Du mir sagen, was Du unter dem richtigen Ende verstehst?"

„Du hättest klar und einfach sagen sollen: „Stellen Sie Ihre Bedingungen, Herr; auf Geld kommt es uns nicht an."

„O pfui, Onkel. Du glaubst, daß man mit Geld Alles erreichen kann, und darin bist Du sehr im Irrthum. Du gestehst mir zu, daß ich einen ziemlich klaren Blick habe, nicht wahr? Und ich gebe Dir mein Wort, daß dieser Signor Paolo nicht durch Gold und nicht durch Goldeswerth zu gewinnen ist."

„Pah, pah!" war des Onkels Entgegnung, als er Lavinia auf ihr Pferd hob; „das ist blos Kinderei und obenein romantisch, die Menschen sind Alle gleich."

Und das glaubte Herr Mack Jones auch in der That, der durch und durch eine matter-of-fact-Natur war — wie die Engländer derartige Personen so treffend nennen — und jeder idealen Anschauung völlig unzugänglich, wennschon es nicht schwer fiel, ihm Unsinn aufzubinden. Ihn beherrschte ein Gedanke, von dem aus er Alles im Leben betrachtete und beurtheilte — und dieser Gedanke war Geld und wieder Geld. Er glaubte an Geld, er betete Geld förmlich an, verehrte die Besitzer des Mammon und sich vor allen anderen, sich, den Herrn Jones, der so große, so bedeutende Reichthümer zusammengebracht hatte. Herr Jones bewunderte in sich den Gründer seines Vermögens, denn er

war von niederer, armer Herkunft. Als sechzehnjähriger Bursche hatte er seine Vaterstadt verlassen und war mit fünf Schillingen in der Tasche nach London gewandert. Im Laufe von zwölf bis fünfzehn Jahren hatte der junge Mensch durch angestrengte Arbeit, Umsicht, Selbstverleugnung und Entbehrungen aller Art, wie durch nicht allzu große Gewissenhaftigkeit, seine fünf Schillinge zu mehreren tausend Pfund anwachsen sehen. Allerdings konnte man das kein Vermögen nennen, indeß bildete es die Grundlage zu seinem späteren Besitzthum. Voll Verlangen und Ehrgeiz, empor zu kommen, sah sich der junge Mann noch immer nach einem günstigen Unternehmen um, als der Zufall oder sein glücklicher Stern ihn mit Frau Jarman, einer muntern, gutmüthigen Frau bekannt werden ließ, die kürzlich ihren Mann verloren hatte und Eigenthümerin und Vorsteherin einer Delikatessenhandlung in einem der elegantesten Stadttheile Londons war. Herr Jones, den man selbst jetzt mit seinen achtundvierzig Jahren und trotz seiner ungewöhnlich starken Unterkiefer noch einen hübschen Mann nannte, konnte mit achtundzwanzig Jahren für unwiderstehlich gelten; rabenschwarzes Haar und dazu ein krauser, voller Backenbart, glänzende Augen, eine blühende und klare Gesichtsfarbe und eine kräftig männliche Gestalt, die stets Bewunderung erregte. Frau Jarman blieb denn auch nicht unempfindlich für so viele Reize, und Herr Jones war dafür nicht blind, kurz, als der jungen Wittwe Trauerzeit vorüber, verlieh sie ihm den golde-

nen Schlüssel zu ihrem Herzen und zu ihrem Geldkasten, und der Name Jones prangte fortan auf dem Schilde in goldenen Buchstaben neben dem Namen Jarman.

Der thatkräftige junge Ehemann brachte neues Leben in das Geschäft seiner Gattin, und in kurzer Zeit wußte er die Köche der vornehmen Klubs und aristokratischen Familien so geschickt zu bestechen, daß seine Kunden sich um das doppelte vermehrten. Saucen, Pickles, Trüffeln und Apfelsinen wurden in Massen fortgeschickt, und Silber und Gold strömten statt dessen in sein Haus hinein. Schon nach wenigen Jahren hatte Herr Jones ein beträchtliches Kapital gesammelt und sofort erweiterte er die Sphäre seiner Thätigkeit. Keinen günstigeren Augenblick konnte ein ehrgeiziger Kaufmann für seine Spekulationen finden. Es war nämlich im Jahre 1845 und 46, — jene Periode, welche die ganze Nation zu Spielern machte — als Herr Jones sich mit den kühnsten Geschäftsmännern in Eisenbahnspekulationen einließ und ein enormes Vermögen wagte, d. h. er spielte Hazard und hatte das Glück zu gewinnen. Seine Neigung zur Ostentation war gleichmäßig mit dem Reichthum gewachsen, und die Delikatessenhandlung mit den goldenen Lettern Jarman und Jones auf dem Schilde wurde ihm ein Dorn im Auge, weshalb er so bald als möglich das blühende Geschäft, und zwar unter sehr vortheilhaften Bedingungen, verkaufte. Seine Spekulationen setzte er in stets erweitertem Maßstabe, mit immer gleichem

Erfolge fort, und was er auch unternahm, es konnte noch so unüberlegt, noch so gewagt sein, brachte ihm reichen Gewinn. Es giebt Leute, die vom Schicksal buchstäblich mit Glücksgütern überschüttet werden, und Herr Jones gehörte zu dieser Klasse.

Die Welt, welche nur an Erfolge glaubt, preist den Prosperirenden, wie sie dem Herabgekommenen üble Nachrede hält, denn sie weiß nicht oder will nicht wissen, wie häufig die launenhafte Göttin dem Mittelmäßigen, dem Trägen, ja zuweilen sogar dem Schlechten lächelt und ihn mit Gunst überhäuft, während sie dem redlich Strebenden, dem Fleißigen ein verdrießlich Gesicht zeigt und Vergnügen darin findet, seine Bestrebungen, denen er sich mit voller Energie hingegeben, zu vereiteln. Herr Jones war ein Beispiel für unsere Behauptung; je reicher er wurde, je mehr Erfolge er der Welt zu zeigen im Stande war, desto würdiger des Erfolges fand ihn auch die Welt. Sein Unternehmungsgeist, seine Thätigkeit, seine geschickten Kombinationen fanden Bewunderer und Lobredner ohne Zahl. Nach wenigen Jahren war Herr Jones Eisenbahndirektor, außerdem Gründer einer Bank, zu der er die meisten Aktien gezeichnet hatte, und vor Allem ein steinreicher Mann, dessen Name an der Börse seine Bedeutung hatte.

Trotz all' dieser Errungenschaften hatte Herr Jones seinen stillen Kummer, denn seine Ehe blieb kinderlos, und da seine Frau zehn Jahre älter war als er, durfte er auf das Glück eigener Familie nicht mehr

hoffen. Um sich für diese Entbehrung einigermaßen zu entschädigen, hatte er seine Nichte Lavinia adoptirt und ihr die beste Erziehung geben lassen, die durch Geld zu erlangen ist. Er liebte dieses Kind, so weit er zu lieben vermochte, war stolz auf sie und nahm allgemein an, daß diese Nichte einst sein kolossales Vermögen erben würde. Indeß war und blieb ihm Lavinia dennoch nur ein pis-aller, und der Gedanke an einen Sohn und Erben blieb die ungestillte Sehnsucht seines Herzens. Aber mehr noch als das peinigte ihn das Bewußtsein seiner niederen Herkunft und seines Namens, denn er schämte sich sowohl seiner Geburt wie seines vulgären Namens und würde viel geopfert haben, hätte er beide nicht nur aus dem Gedächtnisse der Leute, sondern aus seinem eigenen auslöschen können. Das „Jones" besonders war ihm ein steter Dorn im Auge, weil er sich einbildete, daß das unschuldige, einsilbige Wort etwas Lächerliches habe, und er hätte ungleich lieber Nebukadnezar als Jones geheißen. Er verabscheute förmlich seinen Vatersnamen, konnte den Klang desselben kaum ertragen und schauderte, wenn er ihn gedruckt sah. Ja, die „Times" und der „Punsch" wurden Schreckensgespenster für ihn, indem sie alles Dumme und Lächerliche mit dem Namen Jones personifizirten, und hätte er nach freiem Willen handeln können, wahrlich es wäre den Redakteuren der beiden Blätter übel ergangen.

Da wir gerade dabei sind, die Schwächen des Herrn Jones aufzudecken, so dürfen wir noch Einiges zur Er-

heiterung unseren Lesern nicht vorenthalten. Herr Jones hatte in Florenz an der Table-d'hôte in Hartmann's Hôtel, wo er mit seiner Familie eine Zeit logirte, einen jungen Italiener, aus Rom gebürtig, kennen gelernt. Dieser junge Mann, der, wie er es bescheiden ausdrückte, ein wenig englisch radebrechen konnte, wurde bald sehr befreundet mit Herrn Jones, welcher nicht das geringste Talent für fremde Sprachen hatte. Cavaliere Martucci, so nannte sich der Italiener, besaß für Herrn Jones einen noch viel stärkeren Magnet, als die Kenntniß seiner Muttersprache, und dieser stärkere Magnet war das ganz kleine goldene Kreuz, das der Cavaliere an einem schmalen Bande in dem Knopfloch seines Rockes trug, und welches, wie er sagte, die Insignien des römischen Ordens von St. Sylvester seien.

„Ist der Orden von St. Sylvester schwer zu erlangen?" fragte Herr Jones eines Tages seinen neuen Freund.

„Durchaus nicht," war die Antwort. „Fast Jedermann aus guter Familie kann ihn erhalten, das heißt, wenn er sich an die rechte Quelle wendet."

Diese Nachricht blieb für Den nicht verloren, der bereitwillig eins seiner beiden Augen für einen Titel geopfert haben würde.

„Und," fragte Herr Jones weiter, „könnte auch ein Protestant diesem Orden angehören?"

„Ohne Zweifel," entgegnete der Cavaliere; „es ist der toleranteste, der aufgeklärteste Orden der Welt.

Denke sein englischer Freund etwa daran, sich um denselben zu bewerben?"

Der englische Freund lachte aus vollem Herzen, als er sagte:

„Weshalb nicht? Selbst wenn es nur des Kuriosums halber wäre, daß ein Protestant die Farben des Papstes trüge."

Der Cavaliere schien in den Worten seines Freundes eine bejahende Antwort zu sehen, denn er entgegnete ernst:

„Daß er sich nur zu glücklich schätzen würde, dem Wunsche seines hochverehrten Freundes nachzukommen, und er könne auch fast auf sichern Erfolg rechnen, da er Herrn Jones mit einem seiner Freunde bekannt machen wolle, der für ihn, den Cavaliere, Alles thun werde, was nur irgend in seiner Macht stände. Vielleicht sei Herrn Jones der Name Fortiguerra nicht mehr fremd, jedenfalls müsse er bereits von dieser Familie, einer der ältesten in Italien, gehört haben. Sein Freund, der Graf Mendez Fortiguerra, erfreue sich großen Einflusses am Hofe Seiner Heiligkeit, da jedoch der Graf Mendez," fuhr der Cavaliere fort, „augenblicklich auf seinen Gütern in Albano lebe, müsse die Einführung des Herrn Jones bei seinem Freunde hinausgeschoben werden, bis sie Alle in Rom zusammenträfen, wo ja auch Herr Jones mit seinen liebenswürdigen Damen den Winter zu verleben gedächte."

Kein Wort wurde ferner über diese Angelegenheit

gesprochen, aber sowohl Herr Jones als der Cavaliere waren sich eines schweigenden Bündnisses bewußt.

„Wie die Börsenmänner staunen werden,“ dachte der erstere, „wenn ich eines schönen Tages als Graf Palatina unter ihnen erscheine.“

Siebentes Kapitel.

Fräulein Lavinia's Besuch hatte Paolo körperlich und geistig in jenen Zustand angenehmer Erregung versetzt, den eine freudig belebende Ueberraschung stets zurückläßt. Er ergriff den Stuhl, den sie eingenommen hatte, setzte sich auf denselben und schloß seine Augen, wie Jemand, der von der Sonne geblendet, ihren Wiederschein noch auf der Netzhaut fühlt, und verfiel in waches Träumen.

Thornton fand ihn nach einer Stunde noch in derselben Stellung.

„Sind wir müßig, mein Freund?" fragte er Paolo.

„Nennen Sie Den müßig, der seine Hände nicht beschäftigt? Wenn dem so wäre, so müßten Kolumbus und Newton sehr müßige Menschen gewesen sein. Ich komponire."

„Und wer ist der Held Ihrer Komposition?"

„Mein Held ist eine Heldin — Fräulein Lavinia Jones.“

„Was für ein Räthsel ist das?“ fragte Thornton.

„Für Sie ein profanes Räthsel, denn Ihre Sinne empfinden nicht den ambrosischen Duft, mit dem sie das Zimmer erfüllt hat. Die Königin, die Fee, die Göttin, welche die Sterblichen Lavinia nennen, ist hier gewesen und hat den Stuhl, auf den ich jetzt wage zu sitzen, geheiligt.“

„Fräulein Jones ist hier gewesen?“ rief Thornton erstaunt. „Und wonach, was wollte sie denn?“

„Was Königinnen von ihren Unterthanen wollen: befehlen und Gehorsam fordern für ihren Befehl,“ erwiederte Paolo. „Weshalb offenbaren sich denn Göttinnen den Sterblichen? Doch nur um angebetet zu werden. Sie ist Königin und Göttin zugleich, mein theurer Freund. Die Natur verlieh ihr die Krone der Schönheit, und ihr Gang und ihr Wesen offenbaren die Göttin — incessu patuit dea.“

„Wenn Sie doch gefälligst allen diesen Hyperbeln ein Ende machen und sich herablassen wollten, verständlich zu reden,“ bemerkte der Engländer.

„Sie werfen mir vor in Hyperbeln zu sprechen, gerade wie ein Blinder einen Sehenden verlachen könnte, über die Pracht und den Glanz der Sonne in Entzücken zu gerathen. Hätten Sie sie gesehen, hätten Sie die Musik ihrer Stimme gehört und sich elektrisirt gefühlt wie ich durch ihren Händedruck, so würden Sie mich verstehen und meine Anbetung theilen.“

„Niemals," entgegnete Thornton. „Der Ruhm ist das einzige Wesen, um das man sich bewerben und das man anbeten darf."

„Sagen Sie lieber, daß es nur um eines Weibes halber von Werth ist, nach Ruhm zu streben, und daß man nur aus Anbetung für ein geliebtes Weib vielleicht darnach verlangt. Wenn Sie ein wenig nachdenken, mein lieber Freund, so werden Sie finden, daß alle großen Werke durch Frauen inspirirt worden sind."

Thornton antwortete eifrig: „Im Gegentheil, falls Sie in eine Wagschale alle die Thaten legen könnten, die durch Frauen inspirirt sind, und in die andere all' jene Thaten, welche sie verhindert und welche durch sie in der Knospe erstickt sind, so würden Sie sehen, wohin die Wage sich neigt. Doch wozu nützt das? Lassen Sie uns verständig reden, Paolo. Sie wollen doch nicht behaupten, allen Ernstes Fräulein Lavinia Jones zu lieben, nachdem Sie sie einmal gesehen haben?"

„So viel das bei einmaligem Begegnen sein kann, gewiß," sagte Paolo lächelnd. „Sind's Rosen und sie werden blühen, heißt es bei uns Italienern. Und ich begreife nicht, weshalb Sie so erschreckt und beunruhigt dreinschauen?"

„Weil ich wünschte, daß Sie Liebe nicht etwa für eine Spielerei halten; das ist gerade als ob man mit Gift spielen wollte."

„Hoho!" lachte Paolo.

„Ja," fuhr Thornton in demselben Tone fort; „ich

würde Sie lieber von einem Fieber befallen, als so plötzlich verliebt sehen. Denn das Fieber kann selbst im allerschlimmsten Falle nur Ihren Körper vernichten, während Liebe —"

„Nun — während Liebe?" fragte Paolo.

„Während Liebe Ihre Seele zu Grunde richten kann für's Leben," schloß Thornton. „Aber Sie haben meine Frage noch nicht beantwortet. Was bewog denn die junge Dame, zu Ihnen zu kommen, nachdem sie Ihre ablehnende Antwort erhalten hatte?"

Paolo erzählte nun seinem Freunde Alles, wie es sich zugetragen, und auch von dem Versprechen, das Fräulein Lavinia ihm abgenöthigt hatte. Thornton war äußerst unzufrieden über diesen Ausgang, denn er sah in Paolo's Zusage bereits eine Zeitvergeudung, Vernachlässigung seiner Kunst, dazu noch den Verdruß jener Familien, denen er Stunden zu geben verweigert, und obenein die traurigen Folgen, die er für seinen jugendlichen Freund von dieser Bekanntschaft befürchtete.

„Auf mein Wort," hub der Jüngling nach einer Pause voll Ueberzeugung an, „ich verdiene Ihren Unwillen wie Ihren Tadel nicht. Wollte ich nicht unhöflich, ja, wirklich grob erscheinen, so durfte ich eine Bitte in so schmeichelhaften Ausdrücken unmöglich ablehnen. Und wäre selbst Fräulein Lavinia in eben dem Maße häßlich, als sie schön ist, so hätte ich es dennoch nicht ablehnen können."

„Wenn das der Fall ist, und wenn Ihnen keine

Alternative blieb, so komme ich zu dem Schlusse, daß Fräulein Jones die Grenze der Schicklichkeit überschritten haben muß."

„Bitte," rief Paolo, „beurtheilen Sie sie nicht so hart; sie verdient es wirklich nicht; hat sie doch seit fast vierzehn Tagen mich durch ganz Rom aufsuchen lassen, weil sie den Wunsch nicht aufgeben mochte, denselben Zeichenlehrer zu haben, den ihre Freundin ihr so dringend empfohlen, und Alles was sie sagte war auch so freundlich und gut gemeint. Bedenken Sie, wie dankbar ich ihr sein müßte, wäre ich noch der arme Zeichenlehrer, nach dem sie forschte. Die günstige Wendung meiner Lage darf mich nicht ungerecht machen für ihre Güte."

Thornton antwortete nicht gleich, und erst nach einer Weile sagte er:

„Sie sind ein guter Mensch, Paolo, und viel besser als ich. Wüßte ich nicht, wie exaltirt Sie sind —"

„Gerade wie ein Engländer," fiel Paolo ein.

„Ja, das heißt mit Ausschluß seiner Vorsicht. Also, wüßte ich nicht, wie exaltirt Sie sind, so würde ich Sie nicht so viel quälen und plagen, als es jetzt geschieht."

„Seien Sie meinetwegen ohne Sorge," antwortete Paolo, den Freund mit dankbarem Blicke anschauend. „Ich bin schon vierundzwanzig Jahre alt und bin weder solch ein Kind, das durch eine glänzende Erscheinung geblendet wird, noch wie ein Zündhölzchen, das bei der Berührung jeder schönen Frau in helle Flammen auf-

geht. Außerdem müssen Sie dem Künstler den Enthusiasmus zu Gute halten, wenn ihm, wie hier, der edelste Typus der Schönheit entgegentritt. Sie werden Fräulein Jones nicht minder bewundern als ich, wenn Sie sie sehen. Welch' seelenvolle, tiefblaue Augen, dazu das rabenschwarze Haar, bei einem perlenweißen Teint, mit jenen, uns Maler so entzückenden bläulichen Schatten um Schläfe und Hals, und der Stirn einer Juno mit mächtigen Augenlidern und langen, dunkeln Wimpern! Sie sollen selber gestehen, ob solch eine Vereinigung von Majestät und Grazie für den Anbeter der Schönheit nicht eine seltene Gottesgabe ist? Was gäbe ich nicht darum, dürfte ich sie malen! Ich bin überzeugt, daß ich ein Chef-d'œuvre aus ihrem Portrait machen könnte, ja ich weiß es mit voller Zuversicht."

„Bleiben Sie bei Ihrem Brennus und lassen Sie das Portraitmalen, das ist mein Rath," sagte Thornton. „Gefahren suchen ist das Handwerk eines Thoren. O, könnte ich Ihnen etwas von meiner Erfahrung abgeben!"

„Das würde ein trauriges Geschenk für mich sein," bemerkte der Römer. „Denn wie mir scheint, ist Erfahrung nur ein anderes Wort für Mißtrauen gegen seine Nebenmenschen."

„Wahr, nur zu wahr," antwortete Thornton seufzend; „aber wenn man um keinen andern Preis sich retten, schützen kann?"

„Ist Liebe denn die Quelle des Verderbens?"

„In sofern ja, als sie Naturen wie Ihnen, lieber Paolo, sicherlich Enttäuschung schafft,“ entgegnete Thornton mit Ueberzeugung. „Dasselbe schöne Ideal, nach dem Sie in der Kunst streben, werden Sie in der Frau Ihres Herzens suchen und es nicht finden. Die ganz und gar ausfüllende, exklusive Liebe, von der Sie träumen, ist keine Blume dieser Erde. Den Augenblick, in dem Sie glauben auf den Thron eines Frauenherzens gehoben zu sein; in dem Moment, in dem Sie sich einbilden einer Frau ganze Welt zu sein, wie sie die Ihre ist — in demselben Augenblick schon mag verwirrend ein glänzender Schmetterling, oder die Musik einer Polka, oder der Blick eines Halbgottes mit einem Stern auf der Brust, und wenn dies Alles nicht, so irgend etwas Anderes zwischen Sie und Ihre Liebe treten, was die Phantasie reizt oder die nimmersatte Eitelkeit eines Weibes kitzelt. Fraglos werden Sie dann in den Schatten gestellt, ohne deshalb, wenn Sie zum Lichte wieder auftauchen, wieder an die Reihe zu kommen, wieder willkommen zu sein, weil man Sie abgeschafft hatte wie irgend einen andern Gegenstand, und Sie können daraus die Lehre ziehen, daß Sie Alles eher, als das Leben Ihrer Liebe sind, und daß Sie die Herrschaft über Ihre Schöne zu theilen haben jedenfalls, sei es nun mit einem Gecken oder mit ihrem Hündchen oder ihrer Putzmacherin.“

„Daß es Frauen giebt, wie Sie sie eben geschildert haben, daran zweifle ich eben so wenig, als daß solche Wesen die Ausnahmen und nicht die Regel sind.“

„Da irren Sie vollkommen; Diejenigen, die Sie als die Ausnahmen bezeichnen, sind gerade im Gegentheil die Mehrzahl, während es, das stelle ich nicht in Abrede, auch einige, freilich nur sehr seltene Ausnahmen giebt. Alles Neue und jeder Glanz sind nun einmal für das schöne Geschlecht unwiderstehliche Reize. Unruhe und Bewegung, sagt schon Addison, nicht erst ich, sind Verlockungen, denen die Frauen nicht Stand zu halten vermögen. Das gehört mit zu ihrer Organisation. Es liegt in ihnen ein vorherrschendes Element von Beweglichkeit, schneller Empfänglichkeit und Reizbarkeit, oder wie Sie es sonst nennen wollen, ich nenne es Frivolität, das gänzlich unvereinbar ist mit tiefem oder beständigem Gefühl."

„Sind wir Männer etwa so frei von Frivolität oder Wankelmuth, daß wir berechtigt sind, in dieser Beziehung einen Stein auf sie zu werfen?" fragte Paolo. „Und jedenfalls besitzen die Frauen auch Eigenschaften, in denen sie uns bei Weitem übertreffen; z. B. in jenem Heldenmuth, der vor keiner Arbeit, vor keinem Opfer zurückschreckt, jenem Heroismus, jedem Leidenden, jedem Kranken Hülfe zu bringen, wie wir es gesehen und bewundert haben im Jahre 1849, wo die Frauen unermüdlich waren, die Verwundeten und Verschmachtenden bei Tag und Nacht zu pflegen und ihnen, wie freundliche Engel, Linderung zu bringen durch Wort und That."

„Das muß und will ich gern zugestehen," entgegnete Thornton; „aber unglücklicherweise bietet die

Welt, wie sie nun einmal ist, nur selten Gelegenheit zur Ausübung solcher Thaten, während sie dem frivolen Element, vergeben Sie den Ausdruck, unbegrenzten Spielraum läßt, und daraus folgt, daß die Frauen ihre ganze Thatkraft frivolen Zwecken widmen. Ihr Leben ist dem Dienst der endlos Opfer erheischenden Göttin Mode verfallen; ihr zu Ehren bieten sie der Kälte des Winters und der Hitze des Sommers Trotz; ihr zu Ehren tragen sie eine Last von Kleidern auf ihren zarten Gliedern, die ein Diener zu schleppen verweigern würde, und nur ihr zu Ehren quälen und martern sie sich durch alle Jahreszeiten."

„Leider ist das Alles wahr," sagte Paolo traurig, „aber wer trägt die Schuld davon? Doch nur wir Männer. Wenn wir bei dergleichen Thorheiten nicht „Bravo!" rufen und vor Vergnügen in die Hände klatschen, sondern uns mit Abscheu von solch unnatürlichen Moden abwenden und sie verspotten würden, glauben Sie nicht, daß all' der Unfug bald ein Ende hätte?"

„Wahrscheinlich," sagte Thornton, „und die Moral von dieser Betrachtung ergiebt, daß das eine Geschlecht nicht um ein Haarbreit besser ist als das andere."

Mit dieser tröstlichen Ueberzeugung trennten sich unsere beiden Freunde.

Achtes Kapitel.

Rom, Piazza di Spagna.
Hôtel de la Ville de Londres.

„Meine liebe Lady Augusta!

Hoffentlich sind meine eiligen Zeilen aus Livorno, die Ihnen unsere plötzliche Flucht von Florenz anzeigen sollten, längst in Ihren lieben Händen. Noch jetzt kann ich unsern unvernünftigen Aufbruch nur mit dem Namen des Fliehens bezeichnen, denn Sie wissen ja selbst, daß wir nicht vor Ende Oktober nach Rom zu gehen beabsichtigten. In diesem Glauben lebten wir auch bis vergangenen Montag, aber wir hatten freilich unsere Rechnung ohne Lord Berriton gemacht. „Lord Berriton," höre ich Sie ausrufen; „der große, starke Mann mit dem scheußlichen Dialekt! Was hat der mit Ihren Plänen zu theilen?"

Nun, das will ich Ihnen gerade eben erklären. Montag Abend, als wir in Cascine Eis aßen, ruft eine Stimme laut aus: „Ei, welche Ueberraschung! Da sitzt

ja der alte Jones aus Piccadilly!" Und mit diesen Worten kommt der Lord auf Herrn Jones zu — den ich nie wieder Onkel nennen mag. Ich habe meinen On—, Herrn Jones wollte ich sagen, nie so erschreckt und gleich darauf so servil gesehen; es schien, als ob er vor seinem alten Freunde sich nicht aufrecht halten könnte, und ein Junge, der die Schule geschwänzt, kann nicht muthloser, niedergeschlagener vor seinem Lehrer dastehen. Das impertinente, herablassende Benehmen des Lord war indeß nicht minder verabscheuungswürdig und abscheulich als der Servilismus des Herrn Jones, da jener aber nicht zu mir gehört, ließ es mich gleichgültiger. Seine Herrlichkeit schien nicht abgeneigt, eine Konversation mit mir zu beginnen, ich hatte jedoch keine Lust, mich dem unhöflichen Anstieren seiner beiden Damen, die auffallend unfein aussahen und die die Tante und mich wie zwei ausländische, neu importirte Thiere betrachteten, noch speziell auszusetzen. „Ich, lieber Jones," kreischte mein Lord mit seiner gräßlichen Stimme, „habe auf sechs Monate hier in Florenz ein Logis gemiethet und hoffe Sie bald wiederzusehen," darauf warf er einen Blick auf mich. Zu meinem größten Erstaunen antwortete Herr Jones, daß der Lord sehr gütig sei, daß wir jedoch im Begriffe wären, nach Rom aufzubrechen.

Während unserer ganzen Rückfahrt nach Florenz sprach Herr Jones kein Wort, und als wir in unser Hôtel kamen, sagte er kurz: „Sehet zu, daß die Koffer sofort gepackt werden, denn morgen früh reisen wir

nach Rom." Anfänglich hielt ich das für einen schlechten Scherz, daß es Ernst sei, protestirte ich mit aller Energie dagegen. Ich sagte, daß ich es für Wahnsinn hielte, sich der brennenden Augustsonne der Campagna auszusetzen, daß kaum die stärksten und gesündesten Leute eine derartige Reise unternähmen und daß dieselbe der Tante Tod sein würde. Indeß das blieb Alles ohne Erfolg, es war, als ob ich in einen Stock hineingeredet, und mit den Worten: „Wenn Du zurückbleiben willst, so steht es Dir frei; ich reise morgen früh nach Livorno," ging Herr Jones in sein Zimmer und hatte sein Ultimatum gegeben. Ich stimmte trotzdem für's Bleiben, die Tante wie immer für Nachgeben. Und so gingen wir denn auch nach Livorno, begaben uns an Bord des Dampfschiffes und landeten am folgenden Morgen bei Tagesanbruch in Civita Vecchia. Glücklicherweise hatten wir viel Regen auf unserer Reise nach Rom, die uns dadurch erleichtert wurde, und hier sind wir nun. Aber wie gefällt Ihnen solche Tyrannei?

Rom ist eine melancholische aber wundervolle Stadt, und mit Recht heißt man sie die ewige Stadt. Man hat die Empfindung, als ob Riesen sie für die Ewigkeit erbaut hätten, und wie klein man sich fühlt gegenüber der antiken Größe! Ich habe hier fast dieselbe Empfindung, die mich beschlich, als ich zum ersten Mal

die Jungfrau vor mir sah. Die beiden letzten Tage bin ich förmlich durch Rom gelaufen, manchmal mit der Tante, meist jedoch mit Grace, meiner Jungfer. Ich mag nichts mit Herrn Jones zu thun haben, und es ist ein Glück für ihn, daß die Tante ziemlich wohl ist. Morgen wollen wir ein Logis auf dem Korso ansehen, das Herrn Jones gefällt, weshalb es wenig Chance bei mir hat; es müßte in der That prachtvoll sein, wenn ich nichts daran auszusetzen fände. — Der Schwarm von Mönchen und Priestern ist hier wirklich unglaublich; ich sah heute Vormittag einen wunderschönen Kapuziner und beabsichtige ihn nach dem Gedächtnisse zu malen. Beim Malen fällt mir ein, daß ich einen Lohndiener nach der Via dei Macelli geschickt habe, um Ihren einstigen Zeichenlehrer aufsuchen zu lassen, bei dem ich gern Stunde nehmen möchte.

Das Logis ist wirklich tadellos, wir haben es auf drei Monate gemiethet und gedenken es morgen zu beziehen. Es ist am Korso wunderschön gelegen und hat eben so geräumige als helle und luftige Zimmer mit alten, schweren Möbeln, wie ich sie gern habe. — In der Via dei Macelli kennt man den Signor Mancini nicht mehr, jedoch verspricht der Lohndiener, ihn ausfindig zu machen, falls er noch unter den Lebenden wandelt. Gestern und heute haben wir viel gesehen. Wie groß, wie unendlich, wie überraschend groß ist hier

Alles! Morgen wollen wir Kommissionen machen, ein Instrument, eine Harfe miethen, Pinsel, Farben und Leinwand kaufen und außerdem eine Leihbibliothek aufsuchen.. — Die Abende, Liebste, sind hier sehr langweilig. —

Dem Anscheine nach verspricht mein Tagebuch eine heitere, neutrale Färbung. Les jours se suivent et .... se ressemblent. Nein, nicht die Tage, wohl aber die Abende. Denn die ersteren werden durch die Sehenswürdigkeiten ausgefüllt, und mein Entzücken an der wundervollen Stadt ist noch völlig ungeschwächt und bewährt sich sogar trotz der üblichen Salbaderei der Ciceroni. Aber die Abende, meine liebe Augusta, die Abende werden mir zu Ewigkeiten voll langweiliger Langeweile, voll entsetzlicher Langweiligkeit. Sie, Beste, können allein das Warum und Weshalb verstehen, wenn ich hinzufüge, daß wir sie fast ausschließlich en famille verleben. Rom ist überschwemmt von Menschen aller Nationen, und natürlich fehlt es auch nicht an Engländern, wir haben aber keine Bekanntschaft unter unseren Landsleuten gemacht und besitzen auch keine Empfehlungsbriefe an die wenigen römischen Familien, die Fremde bei sich sehen. Der einzige Römer, mit dem sich mir die Gelegenheit bietet ein Wort italienisch zu sprechen, die unerträglichen Ciceroni ausgenommen, ist der alte Herr, von dem wir die erste Etage dieses

Palastes zu einem enormen Preis, wie der Onkel sagt, gemiethet haben. Unser Bankier, der Prinz Torlonia, — wie merkwürdig übrigens, daß hier ein Bankier zugleich ein Prinz ist, und daß ein Prinz sich herabläßt, Bankiergeschäfte zu machen — hat Familientrauer und empfängt deshalb Niemand. Der Onkel erwartet den Chevalier Martucci, den Herrn, mit dem er in Florenz bekannt wurde; ich sprach Ihnen doch schon von ihm in einem meiner letzten Briefe. Er will uns einen römischen Grafen vorstellen, der gleichsam unser Pathe sein, uns in die beste Gesellschaft Roms einführen soll und für uns gutstehen wird. En attendant verleben wir unsere Abende noch einsam zu Hause, die Tante gähnt bei ihrer Häkelarbeit, der Onkel vertieft sich in seine angebetete „Times“ und in seinen Brandy mit Wasser, und ich — ich gehe vom Klavier zur Harfe unruhig hin und her, wie une âme en peine. Dieses unnatürlich zurückgezogene Leben regt meine Nerven auf und thut meiner Schönheit wesentlich Abbruch. Ich scherze nicht, Beste, es ist in der That der Fall; ich fühle, daß ich alt, häßlich und unleidlich werde. Wie kann man aber auch hübsch bleiben, wenn Niemand da ist, um's zu bewundern? Ausnahmsweise waren wir gestern Abend in einem Konzert. Die Musik war gut und ich hatte Freude daran, der Saal ist aber abscheulich, so dumm arrangirt und so schlecht beleuchtet. Stellen Sie sich vor, wie Einem in einer dunkeln Loge zu Muthe ist, in der man von Niemand gesehen wird. Wie ganz anders ist es da bei uns

in her Majesty's Theatre oder in der italienischen Oper in Paris! Zu solchen Ausstellungen lebender Blumen, wie dort, lohnt es schon der Mühe, elegante Toilette zu machen und gut auszusehen. Aber ehe ich es vergesse: Ihr Zeichenlehrer ist nicht aufzufinden, er hat sein altes Quartier verlassen und Niemand weiß, wohin er gezogen oder gegangen ist. Mir ist das höchst fatal, denn selbst wenn ich nicht viel malen würde, so hätte ich doch wenigstens Gelegenheit, mein Italienisch zu üben. Augenblicklich scheint wirklich Alles wider mich. Ich habe dem Lohndiener eine fast fabelhafte Belohnung versprochen, wenn er den Signor Mancini mir herbeischafft. Doch für heute sei es genug. Es ist zehn Uhr und ich werde zu Bette gehen. Klingt das nicht geradezu lächerlich? Ich will dieses Geschreibsel noch ein paar Tage liegen lassen, in der Hoffnung nämlich, daß sich noch irgend etwas ereignet und ich wenigstens mit einer interessanten Nachricht schließen kann.

Er ist gefangen und mit Sturm genommen, und mit Cäsar kann ich ausrufen: „Veni, vidi, vici!“ Ich bin ganz berauscht von meinem Sieg, aber es ist eine so lange Geschichte, und ich habe so wenig Zeit übrig, daß ich kaum im Stande sein werde, Ihnen begreiflich zu machen, welch' große Schlacht ich gewonnen habe. Erst heute Morgen erhielt ich seine Adresse, und

sofort schrieb ich ein höfliches Billet an ihn — ich habe zwar noch nicht gesagt wer er ist, aber das errathen Sie natürlich — Signor Mancini! Ja er und Zeichenlehrer! Gerechter Gott! Liebste, er ist bereits der erste Maler Roms; stellen Sie sich vor, daß ich ihm sagen konnte, er sei ein zweiter Dominichino! und ich versichere Sie, daß ich es auch wirklich glaube; ich wünsche, Sie könnten das Bild sehen, das er augenblicklich unter Händen hat; nach meiner Ansicht ist es ein vollkommenes Wunderwerk. Ich schickte ihm also mein Billet mit den üblichen Empfehlungen rc., und erhielt die lakonische Antwort, daß Signor Paolo keine Stunden mehr gäbe und daher auch der Ehre entsagen müsse, Fräulein Lavinia Jones zu unterrichten. Mich verdroß eben so sehr der Inhalt, als die Form und das Aeußere des Schreibens. Denken Sie sich, auf dem leeren Blatte meines eigenen Billets waren es wenige Worte in Bleistift mit Hast hingeworfen, ohne Couvert, ohne Siegel! Der vornehme Künstler würdigte mich nur des nachlässigsten, zusammengefalteten Billets. Und was Cäsar, der noch einmal so schwarz als gewöhnlich aussah, über seinen Empfang beim Signor berichtete, diente in der That nicht dazu, meinen Aerger — Aerger ist ein zu starker Ausdruck dafür, ich will lieber sagen meinen Unmuth, zu mildern. Cäsar versicherte, wie in einer Diebeshöhle sei es in dem Atelier hergegangen, solcher Lärm, solch' wüstes Sprechen und Lachen durcheinander, und er glaube, man habe sich sogar über ihn lustig gemacht. Das

will ich gern glauben, denn der arme Bursche ist allerdings eine lächerliche Figur; aber wir hören es doch nicht gern, wenn unsere Dienerschaft verhöhnt wird. O! Signor Paolo, dachte ich bei mir, ist das Ihre Art, einer Dame Botschaft und einer Dame Botschafter zu behandeln? Wir wollen sehen, wer den Sieg davon tragen wird, und sofort entsprang ein kleiner Anschlag gegen ihn in meinem Gehirn. Sie stutzen? Seien Sie ohne Sorge, ich habe nichts gegen die Regeln des Anstandes gethan.

Der Onkel und ich waren gerade im Begriff auszureiten, um zwei neue Pferde zu probiren. Der Onkel ist aux petits soins für mich, um sein Unrecht wieder gut zu machen. Wir ritten den Korso entlang, und als wir an der englischen Kunsthandlung vorüberkamen, fiel mir's ein anzuhalten und mich nach dem Signor Mancini zu erkundigen. Ich fragte, ob man mir Auskunft geben könnte über einen Zeichenlehrer dieses Namens. Signor Mancini!!! Die drei Ausrufezeichen sollen das Erstaunen, die weit geöffneten Augen und das verwirrte: „Anzi“ ausdrücken. Signor Mancini sei eine der größten Zierden Roms, hieß es, ein vortrefflicher Maler, ein berühmter Künstler, und es sei nicht daran zu denken, daß er Unterricht ertheile. Wahrscheinlich wäre es vernünftiger gewesen, mich hierauf zu bescheiden und einen weniger berühmten Künstler zu meinem Lehrer zu wählen; aber ich thue eben selten, was ich sollte, und liebe das am meisten, was am schwierigsten zu erlangen ist, und so war während

unseres zweistündigen Rittes mein Angriffsplan fix und fertig entworfen. Wenigstens, dachte ich, mußt du diesen Künstler persönlich kennen lernen. Mein Pferd, ein junger, feuriger Rappe, nahm meine ganze Kraft in Anspruch ihn zu bändigen, und dieser Kampf erhitzte und erregte mich. Ich war in einer jener, wie Sie sie nennen, unwiderstehlichen Stimmungen und beschloß, mein Glück sofort zu versuchen, und konnte den Onkel leicht bewegen, mich nach der Via Svatina zu begleiten, wo Signor Paolo sein Atelier hat.

Glücklicherweise trafen wir ihn allein und so vertieft im Malen, daß er uns entweder nicht in's Zimmer kommen hörte, oder uns für jemand Anderes hielt, den er erwartete; denn bei dem Ton meiner Stimme fuhr er zusammen, als ob die Trompete des jüngsten Gerichts an sein Ohr geschlagen; er sprang von seinem Stuhle auf, wandte sich nach mir, und statt des magern, kleinen Jünglings, den Sie mir geschildert hatten, stand eine große, gebietende Gestalt vor mir, mit dem mächtigen Haupte eines jener Erzengel, wie sie in der Sixtinischen Kapelle dargestellt sind. Wir großen Frauen fühlen uns kleinen Menschen gegenüber, auf die wir herabsehen, besonders frei und sicher. Aber hier fand der umgekehrte Fall statt, ich hatte zu meinem Widersacher, der von seiner Höhe von sechs Fuß herabblickte auf mich, hinaufzuschauen, wenn er mit mir sprach. Dieses völlig Unerwartete nahm mir einen Augenblick meine Geistesgegenwart; mich aber schnell wieder

fassend, ließ ich die Ursache meines Kommens unberührt und brach in ein Entzücken aus über das Bild auf der Staffelei. Vollendet war erst eine Gruppe von vier Gestalten; indeß was für Gestalten! wirklich wundervoll! Ich war ganz enthusiastisch in meinem Lob, und ich versichere Sie, Beste, es war ehrlicher, unverstellter Enthusiasmus, wenngleich ich während der ganzen Zeit den Künstler ebenfalls betrachtete und studirte. Ich sah, wie er vor Freude und Verlegenheit gleich einem Mädchen die Farbe wechselte und wie seine Hände leise zitterten. Es ist schade, daß mir die Zeit fehlt, Ihnen von allen meinen geschickten Evolutionen zu erzählen; aber es wird genügen, wenn ich Ihnen sage, daß ich den Grundsatz, man muß viel fordern, um, wennschon wenig, doch etwas zu erlangen, treu befolgte. Trotzdem vertheidigte sich der Feind lange und hartnäckig, und in allen Tönen mußte ich singen, Arias di bravara, Adagios, Cantabiles, ehe ich den rechten Ton für ihn fand; endlich war es ein Rallentando smorzato in A-moll, das den Sieg mir gewann. In Folge der Kapitulationsbedingung ließ sich mein Dominichino herab, uns als Freund besuchen und meine Stümpereien ansehen zu wollen. Auf gut englisch übersetzt heißt das, nach Ablauf einer Woche wird er mir der unverdrossenste Zeichenlehrer von der Welt sein oder ich heiße nicht mehr Lavinia. Jedenfalls sehen Sie, daß meine Rache nicht zu grausam ist, und daß, modestie à part, viele meiner Bekannten

ihn um seinen Posten beneiden würden, nicht wahr liebste Freundin?

Immer die Ihre, in Eile
Lavinia.

P. S. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß er mich wegen meines Italienisch für eine seiner Landsmänninnen hielt. Seine Sprache ist wie Musik, die wahre Lingua toscana in bocca romana. Adieu, adieu in fliegender Eile. Ich bin schon in besserer Stimmung."

Neuntes Kapitel.

An dem Tage, der für Paolo's ersten Besuch bei Fräulein Lavinia festgesetzt war, verließ er um zwei Uhr Nachmittags sein Atelier und schlenderte längs dem Korso nach dem Palazzo Morlacchi. Sein Schritt war langsam, fast widerstrebend, wie stets der Schritt eines blöden Menschen, wenn er zum ersten Mal Fremden gegenübertreten soll. Paolo würde, wir müssen es gestehen, in diesem Augenblick viel darum gegeben, ja selbst dem Genuß entsagt haben, das schöne Fräulein Jones wiederzusehen, hätte er seinem Versprechen nicht Folge leisten müssen, und selbst für jeden Aufschub würde er dankbar gewesen sein; aber vielleicht, tröstete er sich, vielleicht finde ich sie nicht zu Hause, und er fühlte eine Erleichterung in dieser Hoffnung.

Unser armer Paolo war blöde aber nicht zaghaft, denn das eine schließt das andere nicht ein, und wenn man auch allerdings diese Eigenschaften oft beisammen

findet, so sind sie andererseits doch eben so oft getrennt. Er würde z. B. ohne Zaudern in den Vatikan gegangen und Seiner Heiligkeit offen, frei und furchtlos seine, der katholischen Kirche widersprechenden Ansichten dargelegt haben, aber verlegen durch die Wachen und durch die Dienerschaft in den Vorsälen geschritten sein. Zaghaftigkeit kann man durch Vernunft überwinden oder durch Gewöhnung besiegen, wie man das täglich bei jungen Soldaten gewahr wird. Das ist aber nicht der Fall mit der Blödigkeit, denn Vernunft und Gewohnheit haben auf diese Schwäche so wenig Einfluß, wie auf die Gebrechlichkeit des Körpers, oder wie auf ein Maal auf unserer Wange. Es ist eine Krankheit, eine Art tic douloureux sui generis, für das es keine Heilung giebt. Alles was man durch festen Willen dagegen thun kann, besteht in der äußerlichen Beherrschung, die dann oft für Stolz ausgelegt wird. Der Marquis von Custine versichert in seinem Buche über Rußland, daß der Kaiser Nikolaus sehr blöde gewesen sei. Wenn diese Angabe richtig ist, so würde sie eine vortreffliche Bestätigung für die Wahrheit unserer Behauptung, sowie für die eigenthümliche Beschaffenheit und Unheilbarkeit der Blödigkeit darbieten; denn wenn je ein Mann keine Spur von Zaghaftigkeit besaß, so war es der Kaiser Nikolaus, der, von Jugend auf an öffentliches Gepränge und öffentliche Schaustellungen gewöhnt, sich erhaben fühlte über jede Kritik und überhaupt weniger Grund hatte als irgend Jemand, blöde zu sein.

Paolo hatte endlich den Palazzo erreicht, der Portier ihm die Pforte geöffnet und auf des ersteren Frage geantwortet: daß die englische Familie nicht zu Hause sei. So war also Paolo's Wunsch erfüllt, und dennoch fühlte er jetzt eine gewisse Enttäuschung. Es liegt eben so viel Widerspruch in unserer Natur, daß wir kaum mit Bestimmtheit wissen, was wir wünschen und was wir nicht wünschen. Ist denn diese lästige Quälerei ohne Ende? sagte Paolo zu sich selbst. Der Himmel weiß, wie viel Zeit ich noch in dem spielenden Dienste dieser Dame zu vergeuden haben werde, wie lange noch das Damoklesschwert über meinem Haupte hängen wird. Ich hatte doch Unrecht, die Einladung anzunehmen, und Mortimer hatte doch Recht, wie immer.

Als er in diesem Selbstgespräch aus dem Portal heraustrat, sah er einen Wagen mit mehreren Personen in demselben auf sich zukommen und erkannte Fräulein Lavinia sofort. Der Gedanke, sie auf offener Straße, in Gegenwart ihrer Bekannten begrüßen zu müssen, machte ihn fast schwindlig, und er eilte, als gelte es das Leben, in entgegengesetzter Richtung davon. Aber es half ihm nichts. Fräulein Lavinia's Augen schienen eben so scharf zu sein als die seinen, er hörte schnelle Schritte hinter sich und bald blickte die schwarze Silhouette des keuchenden Cäsar über seine Schulter. „Das Fräulein ist zu Hause, bitte, mein Herr, das Fräulein ist zu Hause!" rief der Diener. Was konnte

Paolo thun, als Kehrt machen und dem Feinde begegnen?

Für blöde Personen findet sich irgendwo immer ein Stein des Anstoßes. Selbst die einfachste Sache, wie bei dem Portier eine Karte zurückzulassen oder in eine Vettura zu steigen, um nach Albano zu fahren, ist für sie sicherlich mit erschwerenden Umständen verknüpft. Den Freunden der jungen Engländerin z. B. vorgestellt zu werden in der Abgeschlossenheit eines Wohnzimmers, statt auf öffentlicher Straße, würde sich wie Rosen zu Dornen verhalten und dem armen Paolo eine wahre Wohlthat gewesen sein. Aber solchen und ähnlichen Reflexionen machte die silberhelle Stimme des Fräulein Lavinia schnell ein Ende.

„O, Signor Paolo, uns entfliehen gilt nicht, Sie sind jetzt unser rechtmäßiger Gefangener," und mit diesen Worten reichte sie ihm ihre feine Hand zum Gruße dar. „Frau Jones, meine Tante," stellte sie darauf vor, „die begierig ist, Ihre Bekanntschaft zu machen, und fast eifersüchtig auf mich, ihr darin zuvorgekommen zu sein." Frau Jones, eine kleine, starke, hübsche Blondine mit liebenswürdigem Ausdruck, stammelte einige freundliche Worte in gebrochenem Französisch und reichte Paolo ebenfalls herzlich die Hand. „Sie erlauben mir," fügte Fräulein Lavinia dann hinzu, „Sie mit den anderen Herrschaften bekannt zu machen."

Ein Herr, der zu den Gästen im Wagen gehörte, hatte Frau Jones den Arm geboten, Herr Jones führte

bereits eine andere Dame die Treppe hinauf, und Paolo und Lavinia blieben allein zurück.

„Soll ich Ihr Führer sein, Signor Paolo?" fragte sie gutmüthig. Dem jungen Künstler fehlte der Muth, auf diesen Wink einzugehen und ihr den Arm zu reichen, wie er es an den anderen Herren gesehen. Lavinia schritt also ungeführt neben ihm die Treppe hinauf und stellte Paolo in den Salon eintretend der übrigen Gesellschaft vor.

„Lieber Onkel, Signor Paolo ist hier. Nicht wahr, es ist sehr gütig von ihm, seinem Versprechen so pünktlich nachzukommen?"

Herr Jones hatte sich nach dem Kaminsims gewendet, um die dort liegenden, angekommenen Briefe und Zeitungen zu mustern, und diese Anrede sollte ihn erinnern, daß er Paolo noch gar nicht begrüßt hatte.

„Ich danke ihm sehr dafür," sagte Herr Jones, indem er dem Gaste die Hand drückte.

Wennschon Paolo noch immer anzukämpfen hatte gegen seine Blödigkeit und sich mehr und mehr zu fassen suchte, so konnte es ihm doch nicht entgehen, wie liebenswürdig Lavinia sich bemühte, ihm einen angenehmen Empfang zu bereiten, und mit welch' vollkommener Gewandtheit und Grazie sie die Wirthin machte.

Eine plötzliche Unruhe unter den Anwesenden, deren Ursache Paolo nicht errieth, brachte ihn in neue Verlegenheit. Die ganze Gesellschaft erhob sich, er that desgleichen.

„Wir gehen zum Frühstück,“ erklärte Fräulein Jones.

Paolo lächelte, als ob er erfreut sei über diese Nachricht, während er schauderte bei dem Gedanken, wieder wo anders hin zu sollen. Er sah, wie Herr Piper dem Fräulein Jones den Arm bot, und vermuthete, daß es seine Pflicht sei, ebenfalls der ihm zunächst stehenden Dame, es war Frau Jones, den Arm zu reichen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Dem Blöden sind oft derartige kleine Dinge geradezu unmöglich. Lavinia kam ihm freundlich zu Hülfe.

„Dürfte ich Sie bitten, statt meiner meine Tante zum Frühstück zu führen,“ sagte sie zu Herrn Piper, „die nicht italienisch spricht?“

Paolo hätte vor Dankbarkeit den Saum ihres Kleides küssen mögen. Den nächsten Augenblick, er wußte kaum wie es geschehen, saß er zwischen Fräulein Lavinia und Frau Piper bei Tische.

Herr und Frau Piper wußten viel von den schlechten Einrichtungen und den schlechten Gasthöfen Italiens zu erzählen, und Herr Jones stimmte ihren Klagen völlig bei. Frau Jones schaltete hin und wieder ein Wort der Entschuldigung ein, während Fräulein Lavinia die Gelegenheit wahrnahm, leise zu Paolo zu flüstern:

„Es lag mir so viel daran, Sie nicht zu verfehlen, daß ich lieber den ganzen Vormittag zu Hause bleiben wollte, aber ich konnte es dennoch nicht ablehnen, die-

sen eben angekommenen Freunden bei dem Suchen nach einer passenden Wohnung behülflich zu sein."

Bei diesen freundlichen Worten schalt sich Paolo innerlich für den Unmuth und die unbegründeten Vorwürfe und Vermuthungen, denen er bei der Nachricht, die Familie sei ausgefahren, Raum gegeben hatte.

„Wer hieß Sie jenes Fenster öffnen?" fuhr Herr Jones den Diener an, den er auf der That ertappte.

„Ich that es, lieber Mann," antwortete Frau Jones sanft; „es ist so beklommen im Zimmer, daß ich kaum athmen kann."

„Du hättest nur so gut sein sollen, daran zu denken," entgegnete der Gatte in bitter süßem Tone, „daß ich zwischen Thür und Fenster, also in voller Zugluft sitze."

„Verzeihe, lieber Jones. Cäsar, schließen Sie das Fenster," gebot Frau Jones.

Frau Jones litt an asthmatischen Beschwerden und war frischer Luft durchaus bedürftig, wohingegen Herr Jones von des Morgens bis zum Abend über stete Transspiration klagte und jedes Lüftchen scheute. Zwei so absolut unvereinbare Neigungen führten natürlich oft zu lächerlichen und zuweilen auch zu höchst peinlichen Auftritten.

„Ich denke, ich kann beiden Theilen gerecht werden," sagte Lavinia lächelnd, trat an ein anderes Fenster, öffnete den Flügel, von dem aus Herrn Jones der Zug nicht treffen konnte, und befriedigte somit Onkel und Tante.

„Sind Sie mit Ihrem Bilde weit vorgeschritten?“ fragte Lavinia Paolo, als sie ihren Platz wieder eingenommen hatte.

„Nein, durchaus nicht,“ lautete die Antwort. „Ich habe kaum einen Pinselstreich seitdem gemacht.“

„Sie müssen das Bild des Herrn Mancini sehen, Frau Piper,“ fuhr Lavinia fort, „das heißt, falls Signor Paolo so gütig ist, es uns zu gestatten.“

„Natürlich sehr gern; ich bedaure nur, daß es nicht sehenswerth ist,“ entgegnete bescheiden der Künstler.

„Darf ich nach dem Gegenstande Ihres Bildes fragen?“ fiel Frau Piper ein.

„Es stellt Brennus dar, vor den Thoren Roms,“ erwiederte Paolo.

„Wählen Sie nur klassische Motive? fragte Frau Piper geziert.

„Da ich ein Historienmaler bin, wo könnte ich bessere finden?“ versetzte Paolo. „Große Thaten, der edelste Typus der Schönheit und malerisches Kostüm sind drei wichtige Erfordernisse für uns, und Sie werden mir zugestehen, daß dieselben am häufigsten und am vollkommensten in klassischen Motiven, wie Sie sie nannten, zu finden sind.“

„So weit die Form und die Farben in Betracht kommen, stimme ich Ihnen ganz bei,“ versicherte Frau Piper.

„Und ich denke, daß das zwei wesentliche Dinge in der Malerei sind,“ bemerkte Paolo lächelnd.

„Sicherlich; aber die Seele, mein Herr, die Seele!“

sagte Frau Piper mit Enthusiasmus und nachdrücklicher Emphase. „Der Heiligenschein des Christenthums ist für mich von viel größerem Werthe, und der ist nur im Mittelalter und in der Neuzeit zu finden."

Paolo war außer Stande, die Meinung der Dame ganz zu fassen, und sagte daher:

„Das kann wohl sein, und ich habe im Grunde auch nichts gegen moderne Motive einzuwenden."

„O, dann kann ich Ihnen ein wundervolles Motiv vorschlagen! Die Madiais, das ist ein Gegenstand für einen wahren Maler!"

„Die Madiais?" wiederholte der junge Künstler fast erschreckt. „Ich begreife nicht —"

„Ach, mein Verehrter, Sie würden sofort fühlen, was in diesem Motiv liegt, wenn Sie sie wie ich gesehen hätten!"

„Haben Sie sie wirklich gesehen?" fragten Tante und Nichte gleichzeitig.

„Ja, ich sah sie vor noch nicht vierzehn Tagen in Florenz," entgegnete Frau Piper lakonisch.

„Und ich ebenfalls," fiel Herr Piper ein, der bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte.

Die Madiais waren der Frau Piper Spezialität, ihr cheval de bataille. Jedes Gespräch diente ihr als Uebergang, als Brücke zu den Madiais. Jetzt machte sie sich daran, mit aller Ausführlichkeit einen Bericht, wie sie es nannte, über die florentinischen Märtyrer und deren Leiden zu geben, der, abgedroschen, verworren und ohne irgend genauen Nachweis, jeden

Zuhörer durch die geflissentlichen Auslassungen und den leidenschaftlichen Ton der Berichterstatterin hätte zu dem Glauben verleiten können, das unglückliche Paar sei auf die Folter gespannt und in Gegenwart der Sprechenden dann gerädert worden.

„Und sie tragen es so ruhig, ach, so sanftmüthig, so voller Gottesvertrauen, wie wahre Christen!" endete Frau Piper in voller Extase und mit tiefstem Seufzen.

Die Wirkung auf die Anwesenden blieb denn auch nicht aus. Frau Jones hatte Thränen in den Augen, Lavinia rief voll Entrüstung, daß es eine wahre Schande sei, und selbst Herr Jones schaute grimmig drein. Nur Paolo saß kalt und schweigend da. Der Frau Piper gefühlvolle Ueberschwänglichkeit, ihre augenscheinliche Affektation, ihr geziert girrender Ton standen mit seinen Begriffen von Wahrheit und Natürlichkeit in vollstem Wiederspruche und irritirten seine Nerven. Paolo haßte nichts mehr als Affektation, und wußte nur zu gut, daß fast täglich, ohne Beachtung oder Mitleid zu erregen, Dinge geschehen, mit denen verglichen die Geschichte der Madiais, wie traurig und abscheulich sie auch war, wie Seifenblasen in der Luft verschwinde.

„Nun, Signor Paolo," begann Frau Piper nach einer Pause, „was sagen Sie zu meinem Motiv?"

„Ich fürchte," erwiederte Paolo, „daß wir Maler unsere Motive nur jeder selber wählen können."

„Sollte Signor Mancini etwa keinen Antheil neh-

men an dem Schicksal der Madiais?“ forschte die Unermüdliche.

„O, natürlich interessire ich mich für sie!“ Dann aber fügte unser ehrlicher Künstler hinzu, er fürchte, daß zu warmes, eifriges Mitgefühl einer guten Sache schaden könne.

Frau Piper schmollte, Lavinia erröthete und bat Paolo, um die Konversation auf ein anderes Thema zu lenken, ihr doch eine Beschreibung Garibaldi's zu geben. Paolo schilderte darauf nicht nur die äußere Erscheinung des tapfern Generals, sondern redete mit großer Wärme von dem liebenswürdigen Charakter und den eleganten Formen, die ihn auch im Privatleben auszeichnen.

Von dem Gespräch über Garibaldi ging man natürlich auf die Vertheidigung Roms über. Paolo rühmte sie mit bescheidenem Stolze, ohne auch nur anzudeuten, daß er mitgekämpft und somit an den Gefahren derselben sich betheiligt hatte.

„Die Römer,“ fuhr er fort, als man deren Tapferkeit mit Aufrichtigkeit pries, „haben nur ihre Schuldigkeit gethan und werden wieder so handeln, falls sich jemals eine Gelegenheit dazu bietet. Hat nicht einer ihrer Poeten mit Recht gesungen, daß es süß und ehrenvoll sei, für sein Vaterland zu sterben?“

Herr Piper, der Paolo's Italienisch schwer folgen konnte, faßte dieses lateinisch angeführte Citat auf, um seinem vis-à-vis, Herrn Jones, in erklärendem Tone zuzurufen:

„Wir müssen in der That zugestehen, daß die Römer viel Muth bewiesen haben."

„Die Römer?" wiederholte der Wirth achselzuckend. „Die Hälfte der Kämpfenden waren Ausländer."

Paolo war mit der englischen Sprache vertraut genug, um den Hohn, der in diesen Worten lag, auch ohne das verächtliche Achselzucken des Sprechenden vollkommen zu verstehen. Er erröthete und sagte, mit Lebhaftigkeit sich an Fräulein Lavinia wendend:

„Angenommen, London wäre von einem Feinde bedroht, und aus den verschiedenen Grafschaften Englands strömte das Volk zu der Vertheidigung der Hauptstadt herbei, würden Sie dann auch sagen, daß London von Ausländern vertheidigt worden sei?"

„Sicherlich nicht," antwortete die Gefragte, „denn die Bewohner der Grafschaften sind ja ebenfalls Engländer wie die Londoner."

„Gerade so verhält es sich bei uns," fuhr Paolo fort. „Gleichviel ob wir in Mailand, Turin, Neapel oder Rom geboren sind, wir gehören Alle derselben Race, demselben Blute an, wir sprechen Alle dieselbe Sprache, und sind Alle sammt und sonders Italiener. Wie kann denn also Herr Jones behaupten, daß Rom von Ausländern vertheidigt wurde?"

„Es ist ein Irrthum seinerseits," meinte Lavinia, „und ich muß gestehen, daß unsere Begriffe über Italien im Ganzen ziemlich verworren sind."

„Ich wünsche, ich könnte englisch eben so gut sprechen, als ich es verstehe," bemerkte Paolo, „dann

würde ich es versuchen, Herrn Jones' irrthümliche Meinung über diese Sache zu berichtigen."

Hierauf entstand eine peinliche Pause; denn sowohl Paolo's gereizter Ton, als die Blicke, die er während des Gespräches mit Lavinia hin und wieder auf den Hausherrn warf, wobei dessen Name mehrmals genannt wurde, verriethen Herrn Jones, daß er etwas gethan oder gesagt hatte, worüber der junge Gast sich jetzt Bemerkungen zu machen erlaubte. Nun war aber Herrn Jones nichts unerträglicher, — wie vielen Anderen mit ihm — als wenn er sich kritisirt wußte, und nun gar wie hier von einem unbekannten Maler, der bis vor Kurzem Stunden gegeben und dem zum ersten Mal die Ehre zu Theil wurde, an seinem Tische zu sitzen. Er erregte folglich seines Wirthes höchsten Unwillen und Paolo ward für alle Zeiten in sein schwarzes Buch mit großen Lettern eingetragen.

Somit war es Paolo beschieden, während der ersten halben Stunde seines Debuts in der englischen Familie zwei der anwesenden Personen zu seinen Widersachern zu stempeln, nämlich Frau Piper und Herrn Jones. „Ehrlichkeit währt am längsten", heißt es im Sprichwort, und dasselbe bewährt sich auch vollkommen, so weit man darunter ein reines Gewissen und die Befriedigung versteht, welche aus einem solchen entspringt; aber wähle es als Dein Fahrzeug, die Welt zu umsegeln, und nur zu bald wirst Du erfahren, welch' leckes Schiff Du Dir für den praktischen Gebrauch erkoren hast.

Dafür hatte sich Paolo aber eine Freundin an Frau Jones erworben, deren ganzes Wesen Wohlwollen und Güte ausdrückte und die mit ihren unschuldigen Augen und mit ihrer behäbig gerundeten Gestalt wie eine kleine Wachtel ihm gegenübersaß. Es lag etwas Ermuthigendes in ihren Blicken, die sie während der Dauer des Frühstücks kaum von ihm abgewendet hatte, etwas wahrhaft Mütterliches in ihrem freundlichen Lächeln. Diese entschiedene Sympathie hatte, abgesehen von der allgemeinen Güte und Sanftmuth der Engländerin, noch einen besondern Grund. Frau Jones war im ersten Augenblick Paolo's Blödigkeit, und daß er unter derselben litt, gewahr geworden, und da sie selbst ein Opfer dieser quälenden Schwäche war, fühlte sie, sich der eigenen Leiden erinnernd, für ihn um so mehr: Non ignoro mali, miseris succurrere disco. Seitdem Frau Jones von ihrem Throne in der Delikatessenhandlung hatte abdanken müssen und gezwungen wurde in der großen Welt zu leben, war sie nie wieder ihres Lebens froh geworden. Sie fühlte sich den neuen Kreisen nicht gewachsen; ihre Vornehmheit drückte sie, das ewige Repräsentiren war ihr eine unerträgliche Last, ihr Leben schien ihr eine fortdauernde Anstrengung, ein ewiger Zwang. Ihr Verhältniß zu ihrem Gatten und ihre Liebe für ihn waren eigenthümlicher Art; sie hielt ihn für ein Genie, für das Ideal aller Vollkommenheit, ja der Anbetung würdig, und andererseits fürchtete sie ihn, war er in ihren Augen ein Schreckbild, ein Popanz, dessen Gegenwart

ihr, aus Furcht sie könnte einen Mißgriff, eine Unbedachtsamkeit begehen, stete Aufregung und Angst verursachte. Diese ewige Gemüthsunruhe und das Aufgeben der gewohnten, ihrer Konstitution zuträglichen Thätigkeit hatten nachtheilig auf ihre Gesundheit gewirkt, so daß sie jetzt vielfach kränkelte. Sie wurde täglich schwerfälliger, stärker, litt an asthmatischen Beschwerden, und beängstigende Erstickungsanfälle traten wiederholt auf. Die größte Freude, ja den Stolz und Trost ihres Lebens fand sie in ihres Mannes Nichte, die mit warmer Liebe der Tante ergeben war.

Endlich hatte das Frühstück sein Ende erreicht und die Gesellschaft stand vom Tische auf. Fräulein Lavinia bat Herrn und Frau Piper sie zu entschuldigen, sie möchte aber gern Signor Mancini's Rath in einer Sache einholen, ihm etwas zeigen, und dürfe nicht wagen seine kostbare Zeit länger zu beanspruchen. Paolo folgte ihr durch eine Reihe von Zimmern in ein sehr geräumiges Gemach, in dem eine elegant gekleidete Dame, mit einer Stickerei beschäftigt, an einem der Fenster saß. Paolo war eben im Begriff, dem jungen Mädchen, als zur Familie gehörend, eine tiefe Verbeugung zu machen, als er noch bei Zeiten durch Fräulein Lavinia's nachlässig hingeworfene Bemerkung: „Es ist nur meine Jungfer", daran verhindert wurde.

Sich in dem Zimmer umblickend, sah er eine Harfe, ein offenes Instrument mit aufgeschlagenen Noten auf dem Pulte, eine Unmasse von Notenbüchern auf der

nebenanstehenden Etagère und ein Bücherbrett mit vielen Büchern.

„Dieses ist mein Arbeitszimmer und meine Bibliothek," erklärte die Engländerin, „und dieses," sagte sie, indem sie weiter in die Stube hineinging und an das zweite Fenster trat, „ist mein Atelier; ein allerdings beschränktes Atelier, das aber in richtigem Verhältnisse steht zu den Fähigkeiten der Schülerin."

Der von Fräulein Lavinia als Atelier bezeichnete Raum war eine tiefe Fensternische, die vielleicht den vierten Theil des Zimmers einnahm, von dem sie durch einen Schirm abgesondert wurde. Sie faßte bequem ein Sopha, mehrere Stühle, einen kleinen Tisch und eine Staffelei.

„Wenn ich von der Größe des Ateliers auf das Talent der Malerin schließen soll," sagte Paolo, „so kann das nicht unbedeutend sein."

„Nun appellire ich an Ihre Nachsicht," bat Fräulein Lavinia, während sie den Vorhang von der Leinwand auf der Staffelei zurückschlug und dabei zum Entzücken erröthete. Das Bild stellte einen alten Kapuziner in Lebensgröße dar.

„Ach so! Sie malen schon in Oel," sagte Paolo; „das ist eine eben so schwere, als allerdings dankbare Aufgabe." Nach einer Pause fügte er hinzu: „Sie hatten kein Modell vor sich, wie ich sehe, und vorläufig können Sie das nicht entbehren. Sie thäten besser, ein Modell zu miethen. Es giebt deren so viele, aber freilich ist das eine bedeutende Ausgabe, denn von

Fremden fordern sie sehr viel; indeß kommt es Ihnen wohl auf einen Skudo mehr oder weniger nicht an."

„O, gewiß nicht," versetzte Lavinia mit einem Anflug schelmischen Lächelns, „in dem Geldpunkt lag meine Schwierigkeit nicht. Ich hatte aber außer den Cicceronis Niemand, an den ich mich deshalb wenden konnte, und mochte mich deren Empfehlung nicht anvertrauen."

„Ich will Ihnen ein Modell schicken, wenn es Ihnen recht ist," antwortete Paolo; „einen schönen alten Mann mit prachtvollem Barte, gerade wie Sie ihn für Ihren Kapuziner brauchen."

„Damit thäten Sie mir einen großen Gefallen," versicherte Lavinia.

Paolo fand an dem Bilde Lavinia's wenig zu loben und viel zu tadeln. Die Zeichnung war freilich ziemlich gut, aber das Kolorit schlecht und der Faltenwurf gänzlich verfehlt. Sie gebrauche zu viele Farben, meinte er; blau, gelb und dazu etwas weiß und roth reichten für den Anfang immer aus. Auch seien alle Linien zu steif, als ob die Hand nicht frei arbeite. Er bat sie, einmal einen Pinsel zur Hand zu nehmen, damit er sehe, wie sie ihn gebrauche. Fräulein Lavinia warf ihre Blouse über und begann zu malen.

„So dachte ich es mir, ich sehe wohl woran es liegt," bemerkte Paolo. „Sie halten den Pinsel zu fest."

Lavinia versuchte ihn loser zu halten, ließ aber bei dem Versuch den Pinsel fallen.

„Ich will Ihnen zeigen, wie Sie es machen müssen," sagte der junge Künstler. „Bitte, geben Sie mir den Pinsel."

„Aber fürchten Sie nicht, mit der Oelfarbe Ihren Rock zu verderben?"

„Nein, bei so wenigen Strichen durchaus nicht," antwortete Paolo.

„Wollen Sie nicht lieber meine Blouse überwerfen?" fragte Fräulein Lavinia.

„Das nehme ich dankbar an," entgegnete der Italiener, und darauf fand die Umkleidung, nicht ohne herzliches Gelächter von beiden Theilen, statt. Nachdem Paolo seiner Schülerin längst gezeigt, wie sie den Pinsel zu führen habe, fuhr er wie spielend fort an dem Bilde bald hier, bald dort einen Pinselstreich zu machen, bis der alte Mönch ein ganz anderes Wesen zu werden schien.

Frau Jones trat in das Zimmer, und da sie Paolo malend fand, setzte sie sich still auf das Sopha und betrachtete den jungen Mann mit sichtlichem Wohlgefallen.

„Ist meine Nichte nicht sehr talentvoll?" fragte sie Paolo nach einer Weile, indem sie Lavinia zu sich heranzog und auf die schönen Wangen küßte.

„Aber Tante!" protestirte diese, den Kuß erwiedernd.

„Und ich versichere Sie, Herr Paolo, sie ist eben so gut wie talentvoll."

„Das bezweifle ich durchaus nicht," fiel schnell Paolo

mit Wärme ein, worauf er die Blouse auszog und sich ihnen an dem kleinen Tisch zugesellte, an dem Tante und Nichte Hand in Hand saßen und eine anmuthige Gruppe bildeten. Lavinia's rabenschwarzes Haar, ihre charaktervollen Züge, welche Entschlossenheit und Leidenschaft verriethen, standen im schärfsten Kontrast zu den nicht mehr blühenden Farben der Frau Jones, deren ganzes Wesen Güte, Sanftmuth und Melancholie athmete. Wie ein strahlender Sonnenaufgang an einem glänzenden Julimorgen und ein freundlicher Sonnenuntergang an einem stillen Oktoberabend waren sie anzuschauen.

Paolo nahm während der Unterhaltung einen Bleistift und einen Bogen Papier zur Hand, die verlockend auf dem Tische lagen, und in kürzester Zeit hatte er die beiden Damen skizzirt und reichte das Blatt der Frau Jones hinüber. Diese brach in volles Entzücken aus und bat ihn, seinen Namen darunter zu schreiben, denn die Skizze war in der That ein kleines Meisterstück, obgleich er versicherte, daß sie nicht des Aufhebens werth sei.

Lavinia holte ihr Skizzenbuch herbei, dann zeigte sie Paolo all' die französischen, italienischen und deutschen Bücher, die sie gerade las oder im Begriff stand zu lesen, und als Paolo sein Erstaunen ausdrückte, daß sie gleichzeitig so vielerlei vorhätte, versicherte Lavinia, daß sie zu Allem, was sie wolle, stets Zeit fände. Welch' reger Geist! dachte Paolo. Die Unter-

haltung floß heiter und lebhaft, und unser junger Künstler war nicht wenig verwundert, sich hier so schnell heimisch zu fühlen.

„Spielen Sie die Harfe?" fragte er. „Ich sah hier eine stehen, als ich in's Zimmer trat."

„Ein wenig, denn ich liebe sie sehr als Begleitung zum Gesange," antwortete Lavinia. „Soll ich Ihnen ein Lied vorsingen?"

„Ich würde es Ihnen herzlich danken," entgegnete Paolo.

Lavinia setzte sich an die Harfe und präludirte. Sie sah wunderschön aus, da in dieser Stellung die jungfräulichen Formen ihrer schlanken Gestalt zu voller Geltung kamen. Paolo konnte nicht umhin, auszurufen:

„Unwillkürlich muß ich an Corinna denken!"

„Wirklich?" sagte Lavinia erröthend, obgleich sie an Komplimente gewöhnt war. „Was soll ich singen?"

„Was Sie wollen; nur lassen Sie es, wenn ich bitten darf, eine einfache, ernste Melodie sein."

Sie dachte einen Augenblick nach, dann sang sie „Fern von dem Lande, wo ihr Liebster ruht" — eine jener reizenden, irdischen Melodien. Paolo lauschte mit innigstem Wohlgefallen jedem Ton dieser prachtvollen Stimme. Die gewinnende Einfachheit und die Schwermuth der Melodie drangen ihm so tief zu Herzen, daß seine Augen sich mit Thränen füllten.

„Wie Sie mich an die Frezzolini erinnern, wenn

sie als Desdemona das Lied von der Weide singt!" sagte er nach einer Pause, die beredter wär als alle Worte.

Lavinia drohte mit dem Finger und rief:

„Schmeichler!"

„Habe ich Ihnen nicht zuvor schon gesagt," entgegnete Paolo, „daß ich nie Komplimente mache?" und damit stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Wann kommen Sie wieder?" fragte Lavinia.

Paolo schien unentschlossen und zögerte mit der Antwort.

„Sie wissen doch, daß Sie ein Modell für mich zu suchen versprachen," fuhr Lavinia fort.

„Und ich werde es sicherlich nicht vergessen," lautete Paolo's Antwort.

„Dann kommen Sie nicht später als übermorgen, nicht wahr?"

Was konnte Paolo thun, als zustimmen? Die Damen begleiteten ihn durch einen Seitenkorridor, der in den Hausflur führte.

„Sollte es Ihnen bequemer sein, wenn Sie uns künftig besuchen," sagte Frau Jones vorsorglich, „den Salon und die Wohnzimmer zu vermeiden, so will ich der Dienerschaft Ordre geben, Sie diesen Weg zu führen."

„Sie sind sehr gütig und ich nehme das dankbar an," antwortete Paolo, gleichsam wie erlöst in der Aussicht, kommen und gehen zu können, ohne Herrn Jones zu begegnen.

„Was das für ein liebenswürdiger, gescheidter Mensch ist!“ rief Frau Jones, sobald Paolo sich entfernt hatte.

„Ja,“ wiederholte Lavinia, „ein höchst liebenswürdiges — enfant terrible. Wenn er nur nicht solch’ plumpe Stiefel trüge.“

„Du undankbares, einfältiges Mädchen! An die Stiefel zu denken, bei solch einnehmendem Menschen!“ rief lachend die Tante.

Paolo eilte währenddeß beflügelten Schrittes über den Platz, um sofort ein Modell aufzusuchen.

„Was für ein Vergnügen müßte es sein, täglich eine oder auch ein paar Stunden mit diesen beiden Frauen zuzubringen, wenn der mürrische Herr Jones und die lästige Dienerschaft nicht da wären,“ dachte Paolo. „Beide so einfach, ohne jede Affektation und dabei so rücksichtsvoll, und die Nichte obenein so energisch, so begabt und so wunderschön! Der Verkehr mit solchen Damen könnte mir als Mensch und Künstler nur förderlich sein, denn die bloße Gegenwart von Frauen übt schon einen milden, veredelnden Einfluß auf uns aus, der durch nichts ersetzt werden kann.“

Paolo war in so ruhiger, fröhlich heiterer Stimmung, daß er innerlich über Mortimer’s trübe Vorahnungen lachen mußte. Wie traurig, daß sein edler, vortrefflicher Freund durch falsche Ansichten über das weibliche Geschlecht Schaden leiden sollte an seiner

Seele. Sicherlich würde er schnell von seiner irrigen Meinung über die Frauen geheilt werden, wenn er diese beiden kennen lernte. Paolo wollte versuchen, seinen Freund und die Engländerinnen miteinander bekannt zu machen.

Zehntes Kapitel.

„Liebe Lady Augusta!

Ich sagte Ihnen in meinem letzten Briefe, daß mein Dominichino, noch ehe eine Woche vergangen, mir der eifrigste und ergebenste Zeichenlehrer der Welt sein würde. Nun, morgen wird es eine Woche, daß er seinen ersten Besuch bei uns machte, und heute habe ich bereits drei Stunden bei ihm gehabt. Sie sehen also, liebste Freundin, daß ich mein Wort gelöst habe, wennschon ich gestehen muß, daß es einen ungeheuern Aufwand von Liebenswürdigkeit erforderte, um diesen Sieg zu erringen. Diese Liebenswürdigkeit gegen ihn kostete mich aber keinen Zwang, sondern mir war's, als ob es nicht anders sein konnte. Er ist so dankbar, so — wie soll ich es nennen? — daß es ein Vergnügen ist, es ihm recht zu machen. Mir gefällt er sehr gut, und die Tante ist ganz verliebt in ihn und er in sie. Es ist wirklich merkwürdig, wie sie für einander eingenommen sind, trotz der Schwierigkeit, sich

mitzutheilen, denn sowohl die Tante wie Signor Mancini sprechen beide nur unzulänglich französisch. Der Onkel hat ihn natürlich nicht gern, da Paolo ihn auf irgend eine Art verletzte, wie auch Frau Piper, die an demselben Tage mit ihm bei uns zum Frühstück war. Er ist ein enfant terrible, das nicht viel an Gesellschaft gewöhnt ist und daher Alles sagt was es denkt. Manchmal ist er verschämt wie ein junges Mädchen und dann wieder muthig wie Heißsporn. Komplimente macht er nie, selbst mir nicht, und die Art, wie er mit meinem gemalten Kapuziner umging, war in der That zu unhöflich, fast herrisch, und ich verhehlte ihm gestern nicht, wie entsetzlich entmuthigend sein Tadel gewesen sei. Jetzt sind wir nämlich schon so gute Freunde, daß ich mich nicht mehr scheue, ihm meine ehrliche Meinung zu sagen. Er lachte und meinte: „Bin ich wirklich so unsanft mit Ihrem Mönche umgegangen? Es geschah doch nur zu Ihrem Besten und weil ich sah, daß Sie allerdings nicht ohne Talent sind. Nichts schadet begabten Anfängern so sehr, als Lob, und nichts fördert sie mehr, als eine gewisse Strenge. Ich habe erzählen hören, daß Rossini Sänger, die sich um Rath an ihn wenden und denen keine Zukunft bevorsteht, immer außerordentlich lobend entläßt, während er dem vielversprechenden Talente gegenüber ehrlich den nüchternen Tadel ausspricht. Und diese Methode hat ihr Gutes.“ — Ist das nicht eine originelle Art Muth einzuflößen? Ueberhaupt fehlt es dem Signor Paolo nicht an Originalität. Alles was er sagt und

thut, ist durchaus eigenartig, und was sein Talent anbetrifft, das muß Jeder, der seiner Sinne mächtig ist, als ein ungewöhnliches anerkennen. Sie haben keine Idee, was für eine Wirkung er mit wenigen Pinselstrichen hervorzubringen vermag, und ich wünschte, Sie könnten meinen Kapuziner sehen, seit er ihn unter Händen gehabt hat. Es war wahrlich ein Glücksstern, der mich diesen Mann kennen lehrte; er amüsirt, er interessirt mich und giebt mir viel zu denken, weil er mir in gewissem Sinne ein Räthsel ist. Wenn er manchmal des Abends kommen wollte, würde ich mich gern darein finden, um seinetwillen anderer Gesellschaft zu entsagen.

Er war gestern bei uns und wir hatten einen reizenden Abend mit ihm. Uebrigens glauben Sie ja nicht, daß es leicht war, diese Gunst zu erlangen. Durchaus nicht. Die Tante und ich hatten erst fest versprechen müssen, daß wir ganz allein sein würden, denn Signor Paolo geht nie in Gesellschaften, er haßt große Soiréen. Ich erzählte Ihnen ja schon früher, daß er in diesem Punkte wie ein Wilder ist, aber freilich ein sehr liebenswürdiger, sehr anziehender Wilder und mehr werth, als ein Dutzend zivilisirter Menschen. Was für Entdeckungen habe ich nicht schon an ihm gemacht! In der That, je mehr ich ihn sehe, desto mehr verwirklichen sich alle meine Vorstellungen von jenen

klassischen Italienern, von denen uns die Geschichte berichtet, daß sie in einer Person oft den Künstler, Dichter, Krieger und Staatsmann in sich vereinigten, wie das bei Leonardo, Michel Angelo, Salvator Rosa, Benvenuto Cellini und Anderen mehr der Fall war. Dieser Paolo Mancini ist ein eben so tüchtiger Poet als Maler und improvisirt mit der größten Leichtigkeit. Neulich erzählte er von einem Freunde, der stets in Versen spricht, und meinte: das Improvisiren sei durchaus nichts Ungewöhnliches bei seinen Landsleuten. Zur Probe gab ich ihm einige Reime, und er benutzte dieselben sofort zu einem vortrefflichen Sonett über mein Portrait. Dabei fällt mir ein, daß ich Ihnen noch die Schilderung meines Künstlers schuldig bin. Denken Sie sich ihn einen halben Kopf größer als mich, dazu eine mächtige, schöne Gestalt mit reichem schwarzlockigen Haar bei blassem Teint, und einen zarten Mund voll schönster Zähne, nußbraune Augen mit klarer, gelblich umkränzter Pupille, die meist den sanften Ausdruck eines Rehes haben, zuweilen aber funkeln und zornig blitzen, wie man sich etwa den Blick eines Räubers vorstellt. Sie sollten diese Augen sehen, wenn er von den Oesterreichern spricht, dann werden sie förmlich schwarz und feuersprühend. Er erzählte uns einige Anekdoten aus dem letzten Kriege und gab uns eine detaillirte Beschreibung von der Vertheidigung der Villa Spada, im Juni 1849, bei der es uns ganz kalt überlief. Der Verlust der Römer muß fürchterlich gewesen sein, und viele ihrer besten Offiziere starben dort den

Heldentod. Paolo's tiefe Erregung, als er dieser Tapferen gedachte, war so ergreifend, daß die Tante, obgleich sie nur schlecht Italienisch versteht, heiße Thränen vergoß; freilich ist sein Pantomimenspiel eben so beredt wie seine Sprache, und auch ich war kaum weniger gerührt als sie. Glücklicherweise kam der Onkel den Abend zum Thee nicht nach Hause. Uebrigens war Signor Paolo's Bericht so ausführlich, daß mir's plötzlich durch den Kopf fuhr, er müsse selbst bei der Vertheidigung der Villa Spada gegenwärtig gewesen sein, und ich fragte ihn darnach. Wie mit Blut übergossen, bestätigte er meine Vermuthung. „Und ohne mein Forschen," sagte ich, „würden Sie uns das verschwiegen haben?" „Weshalb hätte ich es erwähnen sollen?" entgegnete er.

Das nenne ich doch Bescheidenheit, und dabei, bin ich überzeugt, muß er Großes geleistet haben. Durch geschicktes Kreuzverhör erfuhr ich darauf, daß er einem Korps junger Künstler angehörte, die, wie es scheint, als Freiwillige unter Manara dienten. Viele von ihnen waren fast noch Knaben und Paolo selbst stand erst im achtzehnten Jahr. Er erwähnte besonders und mit wahrem Enthusiasmus eines Engländers, seines intimen Freundes, der diesen Feldzug mitgemacht habe und den er als einen der großmüthigsten Menschen der Welt rühmt, dem er seine ganze Existenz zu verdanken habe. Ich bat ihn, diesen vortrefflichen Freund bei uns einzuführen, denn ich bin äußerst begierig, denselben kennen zu lernen, und er versprach es. Die

italienische Politik fängt wirklich an mich zu interessiren, obgleich ich in England alle Politik gehaßt habe und es auch nicht für möglich hielt, daß ich je Theil daran nehmen würde. Hier in Italien hat aber Alles einen romantischen Hauch, ein Etwas aus der alten Ritterzeit, das meine Sympathie erweckt. Signor Paolo will morgen unser Führer sein durch die Stadt.

P. S. Ich habe eine vortreffliche Putzmacherin entdeckt; sie übertrifft, wenigstens was Hüte anbelangt, noch die Alexandrine. Adieu!

Noch ein P. S. und zwar das letzte. Ich vergaß Ihnen zu erzählen, daß Signor Paolo die Art, wie ich mein Haar trage, — Sie wissen, ich lasse es nach der jetzigen Mode als Diadem arrangiren — ganz künstlerisch findet und daß er außerdem erstaunt und entzückt zugleich ist über meinen Namen Lavinia. Er sagte hierbei Einiges über Lavinia, die Frau des Annas — aber ich habe es nicht verstanden — und daß die Römer, jedoch besonders die Trasteveriner sich rühmten, von dem sangue trojano abzustammen, woraus er dann zu dem Schlusse gelangte, daß ich halb und halb seine Landsmännin sei.

Bis jetzt glaubte ich Rom schon recht gut zu kennen, wie habe ich mich aber darin geirrt! Man muß Rom mit einem Führer wie Signor Paolo sehen, um einen wirklichen Begriff davon zu bekommen. Er

kennt es genau, ich möchte fast sagen auswendig. Wenn man seinen Erklärungen folgt, seinen beredten Worten lauscht, beleben sich die alten Schauplätze und Scenen vor unseren Augen. Ich bin in fieberhafter Aufregung, in wahrem Entzücken über das alte Rom und sehne mich, es den Clelias, Camillas oder Cornelias gleich zu thun. Wie Sie, Geliebteste, außer Fassung gerathen würden, wenn ich eines schönen Tages mich in eine Heldin verwandelte! Manchmal bilde ich mir ein, — aber lachen Sie nicht — daß ich etwas von dem Stoffe in mir habe, aus dem Heldinnen gemacht werden. Es fehlt nicht mehr viel und ich werde mich wie jene Frauen, in eine Tunika und ein Peplum hüllen. Das Forum, das Kapitol, der Aventin, das Kolosseum, was sind das für Namen, was für große Erinnerungen! Die schreckliche Tragödie der Virginia sah ich vor meinen Augen sich entwickeln: das Ungeheuer Appius auf seinem Richterstuhle; vor ihm das süße, unglückliche Opfer; den alten Virginius mit Staub bedeckt von seinem weiten Wege vom Algido; Icilius, den verzweifelten Verlobten, der, von Leidenschaft erfüllt, die Menge zu erregen sucht, und dazu die Bürger auf dem Forum, tief ergriffen, aber unthätig; — ich sah sie Alle athmen, sprechen, handeln, wie lebende Geschöpfe, und das Alles wie mit einem Zauberschlage auf das Geheiß eines Zauberers. Ich stand auf demselben Platze, an dem Virginia, von ihres Vaters Hand getödtet, zur Erde fiel, und des Schlächters Bude, aus der Virginius das grausame Messer ent-

nahm, lag in dem südwestlichen Winkel des Forum nahe den drei Säulen, welche die Ruinen schmücken. Von hier begaben wir uns auf den Platz des Kapitols, auf dem Tiberius Gracchus erschlagen wurde. Signor Paolo ist ein entschiedener Bewunderer der Gracchen und erklärter Feind der Patrizier, ihrer Widersacher; denn die Gracchen, behauptet er, hätten nie an eine neue Theilung des Eigenthums gedacht, sondern nur eine weniger ungerechte Theilung des römischen Grundbesitzes, des Staatslandes, befürwortet, das von den Patriziern, dem Gesetze zuwider, in Beschlag genommen war. Die Gracchen seien die ersten gewesen, die das Bestehen anderer Rechte, außer denen der Stadt Rom, proklamirten, und sie hatten, wie Signor Mancini es nennt, „ein Gefühl für Italien", im Gegensatz zu dem bloßen „munizipalen Gefühl", und das war in den Augen des Adels ein unverzeihliches Verbrechen. „Italien zur Hülfe", waren die letzten Worte des sterbenden Tiberius, und auch sein Bruder Cajus starb für dieselbe Sache auf dem Aventin. Unwillkürlich wird unser Interesse für drei so heroische Gestalten, wie diese beiden Brüder und deren edle Mutter Cornelia, auf's lebhafteste in Anspruch genommen, wie man auch immerhin über die Beweggründe ihrer Handlungen denken mag.

Die Campagna ist in dieser Jahreszeit mit ihren warmen, gelben Schattirungen wahrhaft prachtvoll. Sie hat das Großartige der Wüste, deren Einförmigkeit aber durch eine Kette leichter, wellenförmiger Gebirgs-

züge Abwechselung gewinnt. Unser Weg nach der Quintinischen Wiese, wo einst das Gut des Cincinnatus gelegen, führte uns quer durch die Campagna. Auf dieser Wiese hatten ihn einst die Boten des Senats getroffen, wie Cincinnatus selbst den Pflug führte, und hier, nachdem er seine Toga angelegt, hatten sie ihn begrüßt als Diktator. Gerade die Einfachheit dieser Scene verleiht ihr eine Größe, die durch keine Pracht ersetzt werden kann. Ich erwähnte das gegen Signor Paolo und fragte, ob jene Begegnung nicht ein schönes Motiv für ein Bild sei; er stimmte mir bei und sagte, er wolle jedenfalls eine derartige Skizze versuchen. Natürlich freute mich das, denn ich bin ganz stolz in dem Gedanken, die Anregung zu einem Meisterwerke gegeben zu haben. Die Tante war zu ermüdet, um auszusteigen, und so durchschritten wir allein die Gegend. Mancini hat gerade die richtige Größe für mich — er ist nämlich, wie schon gesagt, einen halben Kopf größer als ich — und sein Schritt paßt vortrefflich zu dem meinen. Ich habe weder nöthig, neben ihm herzulaufen, noch gravitätisch einherzuschreiten, wie ein Grenadier. Und es ist so bequem, auf seinen Arm sich zu stützen, so ganz anders, wie auf des Onkels dicken Arm. In der That, derartige Kleinigkeiten sind für einen langen Spaziergang keine Kleinigkeiten mehr, und ich versichere Sie, daß ich noch nie so weit gegangen bin, ohne wesentlich zu ermüden.

Vergessen habe ich noch Ihnen zu erzählen, daß wir auf unserer Fahrt durch das Campo Vaccino auf eine wunderschöne Gruppe von Pifferaris stießen. Sie bestand aus einem Greise, einem jungen Manne und einem Knaben; und die Köpfe dieser drei Menschen waren eben so hübsch, als ihre zerlumpte Kleidung malerisch. An dem Knaben besonders konnte ich mich nicht satt sehen. Welch' langes, lockiges Haar, und welch' schwarz funkelnde, entzückende Augen! Er sah wie ein ungezähmtes Füllen aus, und alle drei Gestalten wünschte ich mir zu Modellen. Signor Paolo hatte kaum meinen Wunsch vernommen, als er sofort ausstieg, und nachdem er eine Weile mit den Männern gesprochen, brachte er mir die Nachricht, daß sie am folgenden Tage sich bei mir einfinden und für eine bestimmte Summe mir sitzen wollten. Derartige rücksichtsvolle Aufmerksamkeiten weiß ich vollkommen zu schätzen, wie denn Signor Paolo in jedem Betracht bemüht ist, die uns gewidmete Zeit eben so angenehm als belehrend auszufüllen. Ich muß Ihnen noch ein anderes kleines, wenn auch nicht ganz so artiges Abenteuer mittheilen. Als wir heute Nachmittag fortfuhren, stand eine Equipage mit vier prächtigen Pferden, englische Vollblut-Race, vor einem der Nachbarhäuser. Sie wissen, daß ich mir 'was darauf zu Gute thue, mich auf Pferde zu verstehen, und so sprach ich denn meine Bewunderung über diese schönen Thiere lebhaft aus. Weil das Geschirr echt englisch war, hielt ich auch die Equipage für eine englische. Signor Paolo

verneinte das und fügte hinzu, daß dieselbe dem Prinzen von Rocca-Ginestra gehöre. „Ein schöner Name und ein eben so schöner Titel!“ rief ich aus. „Wenn ich ein Mann wäre, möchte ich ein Prinz sein; Sie nicht auch?“ Dominichino schien diese Bemerkung nicht zu goutiren; wenigstens schien der leise ironische Schatten, der in dem Tone folgender Antwort sich kundgab, dies zu verrathen: „Ich wüßte in der That nicht weshalb; ein Titel ist nichts, als die Etikette auf einer Flasche, und es kommt doch nicht auf die Etikette, sondern einzig und allein auf den Inhalt an; keinenfalls möchte ich der Prinz von Rocca-Ginestra sein.“ „Weshalb nicht?“ fragte ich. „Weil er —“ sagte Signor Paolo zögernd, als ob er nach dem passenden Ausdrucke suche, und schloß dann schnell: „Weil er der letzte Mann ist, dem ich ähnlich sein möchte.“ Kein Wort wurde nun weiter hierüber gesprochen. Aber drei oder vier Stunden darauf, als wir auf unserm Rückwege über den Korso fuhren, begegneten wir derselben Equipage mit den vier Pferden. Der Eigenthümer, der auf dem Bocke sitzend die muthigen Rosse selbst lenkte, stierte uns förmlich an, — eigentlich müßte ich sagen, stierte mich an — als er nahe genug an uns herangekommen, und als wir dann weiter fuhren, stand er von seinem Sitze auf und verfolgte uns mit seinen Blicken, so lange wir in seinem Gesichtskreise blieben. Ich sah ein zorniges Aufblitzen in Signor Paolo's Auge, als er, sich voll Ungeduld umwendend, einige Worte leise vor sich hinsprach, und ich glaubte das Wort: „Sfacciato!“ ver-

standen zu haben. „Wonach schauen Sie sich um?“ fragte ich beunruhigt. „O, es ist nichts, als meine Bewunderung solch' prinzlicher Unverschämtheit,“ erwiederte er bitter. Und allerdings mußte man das endlose Anstarren des Prinzen, wenn nicht geradezu für unerlaubt, so doch wenigstens als höchst unschicklich bezeichnen. Da mir aber unseres Begleiters Zorn nicht entging, that ich, um ihn zu besänftigen, als ob des Prinzen Benehmen mich nicht beleidigt hätte. „Desto besser,“ entgegnete Signor Paolo trocken; „Sie sind im Grunde der geeignetste Richter, da er Sie und nicht mich mit seinen Blicken verfolgt hat.“ Aber von diesem Moment an sprach er kein Wort mehr und saß verstimmt mir gegenüber. Endlich heimgekehrt, begleitete er uns die Treppe hinauf, lehnte jedoch der Tante Einladung ab, zu uns hineinzukommen, und verließ uns mit einer trüben Wolke auf seiner Stirn. Wie empfindlich und reizbar er sein muß, um eine derartige unbedeutende Zufälligkeit so ernsthaft aufzufassen! Die Wirkung war außer allem Verhältniß zur Ursache. Ich fürchte, mein Dominichino hat ein gar zu sensibles Temperament, und ich mußte den ganzen Abend an diese thörichte Geschichte denken.

Der gestrige Abend bot einen neuen Beleg zu Signor Paolo's Heftigkeit dar, obgleich ich gestehen muß, daß meine Unbesonnenheit die Veranlassung dazu

gegeben hatte. Der Onkel dinirte bei Pipers und wir gingen aus, um das Kolosseum bei Mondschein zu sehen. Ich wage mich an keine Beschreibung dieses Schauspiels, denn die feierliche Größe dieser Scene läßt sich auch nicht annähernd in Worten wiedergeben; wenn Sie aber trotzdem durchaus eine haben wollen, so verweise ich Sie an die beste, die ich kenne, an Byron's vierten Gesang des Child Harold. Wir schritten rings um die Bogengänge des mächtigen Ovals herum, bevor wir den oberen Theil bestiegen. Signor Paolo beschwor mit gewohnter Beredsamkeit die Vergangenheit herauf und belebte die düstere Einsamkeit mit dem Streben und dem Kampf des Lebens. Die Helden rafften ihre letzte Kraft zusammen, hoch richteten sie sich empor, um schön und mit Würde aus dem Dasein zu scheiden, und der Tod und das Sterben, das heißt edles Sterben, ward bei ihnen zu einer Kunst erhoben. Die Vestalinnen betrachteten die im Todeskampfe Ringenden mit ruhigen, kritischen Blicken, und hoben ihre Daumen nicht in die Höhe für Den, der ohne Anstand ein Opfer des Todes wurde; die Schwerter klirrten, trafen des Feindes Brust, die Streiter fielen und Tausende jauchzten und applaudirten. Ist es nicht entsetzlich? Und er schilderte das Alles so lebhaft, daß meine Nerven auf's höchste gespannt waren und ich bei einem plötzlichen Geräusch am ganzen Leibe erbebte und thöricht genug war, einen lauten Schrei auszustoßen. Sie können sich denken, daß es keine erstandenen Kämpfer, sondern nur eine

Katze oder sonst ein anderes Thier war, dessen Schlummer wir gestört hatten. Die Tante, beunruhigt durch mein Aufschreien, kam mit Cäsar herbeigeeilt, und obgleich ich über mein Erschrecken lachte, schämte ich mich deshalb doch nicht minder, mich so kindisch und obenein in Gegenwart eines Fremden, benommen zu haben. Weil die Tante nicht geneigt schien, höher mit uns hinaufzusteigen, es vielmehr vorzog, unten auf uns zu warten, so machten Signor Paolo und ich uns daran, den richtigen Weg zu suchen. Bald glaubte ich ihn gefunden zu haben und schritt vorwärts. „Gehen Sie nicht weiter," rief Signor Paolo, „der Weg ist nicht sicher; Sie sehen ja, daß an jenem Pfosten eine Warnung für das Publikum steht." Ich freute mich aber der Gelegenheit, meinem Gefährten zeigen zu können, daß ich nicht zu den Zaghaften gehöre, und antwortete lachend: „Wenn unsere Serpentine erst schwach zugefroren ist, dann sind auch genug Pfähle aufgesteckt, um das Publikum vor dem noch unsichern Eise zu warnen; doch derlei Mahnung scheint nur da zu sein, um gerade eine große Menge von Schlittschuhläufern herbeizulocken. Sie wissen wohl, daß Engländer und Engländerinnen die Gefahr lieben;" und mit diesen Worten stieg ich so schnell als möglich hinauf. Mit Blitzesschnelle kam er mir nachgeeilt und faßte mich entschlossen und so fest beim Arm, daß ich ausrief: „Aber Sie thun mir wirklich wehe." „Sie kommen sofort herunter, oder ich trage Sie herunter," war die lakonische Antwort. Mir blieb keine Alternative, da

er meinen Arm noch immer mit eiserner Kraft festhielt, und unmuthig sagte ich, als ich ihm folgte: „Sie hätten wohl etwas weniger heftig sein können, Signor Paolo.“ „Verdammen Sie mich, treten Sie mich mit Füßen, wenn Sie wollen, aber verursachen Sie mir um Gottes willen nie wieder solche Angst,“ erwiederte er athemlos. Ich blickte zu ihm auf, er war todtenbleich und zitterte von Kopf bis Fuß. Aller Unmuth schwand, ich war entwaffnet und sagte abbittend: „Es soll nie wieder geschehen, und es war ja auch nicht meine Absicht, Sie zu beunruhigen.“ „Mich zu beunruhigen?“ wiederholte er. „Aber denken Sie doch nur, wenn Ihnen etwas zugestoßen wäre und —“ Er sprach den Satz nicht aus. Die schlichten Worte waren indeß von einem Blick und einem Ton begleitet, die nicht wiederzugeben sind. Kaum wage ich es, die Tiefe des Gefühls zu ergründen, das sie verriethen. Ich schob Ermüdung vor, gab das Ersteigen des Kolosseum für dieses Mal auf und eilte zur Tante. O, Geliebte, wie soll ich je den Blick und den Ton vergessen! Sie verfolgen mich bei Tag und Nacht und ich habe schwere Ahnungen.

Es war Alles nur Einbildung; ein Streich, den mir meine durch die Großartigkeit des Kolosseums erregte Phantasie gespiel that. Signor Paolo ist seitdem tagtäglich bei uns gewesen und zwar stundenlang,

und verkehrte mit mir wie immer, vollkommen unbefangen. Ich glaube jetzt, daß ich nicht den leisesten Grund zu meiner einfältigen Voraussetzung hatte. Wie kindisch und ungerecht ich gewesen bin! Das ist der Nachtheil der Schönheit, daß man ewig glaubt auf seiner Hut sein zu müssen. Paolo ist ganz ungezwungen und ganz enfant terrible, das er in Betreff meiner Malerei von Anfang an gewesen. In dem Punkte verwöhnt er mich wahrlich nicht, denn zarter Tadel, zarte Ausdrucksweise sind nicht gerade seine Stärke. Was er für schlecht hält, nennt er auch unumwunden schlecht. Mit seinen Pifferaris hat er mir übrigens einen großen Dienst geleistet; ohne ihn hätte ich nie mit ihnen fertig werden können, besonders nicht mit dem wilden, prächtigen Knaben, der unruhig wie Quecksilber ist. Jetzt ist es mir gelungen, die Gruppe mit Kreide zu skizziren, und Signor Paolo sagt, sie sei ziemlich gut. Ich wollte mir nicht helfen lassen, denn ich habe eben so gut einen festen Willen wie er und bin ihm darin gleich. Gestern brachte er seinen englischen Freund mit, Herrn Mortimer Thornton, der zwar ein eleganter Mann, aber kalt und starr wie festes Eis ist, so daß mir, als ich ihn sah, unwillkürlich die Statue des Komthur im Don Juan einfiel. Mir hat er keinen angenehmen Eindruck gemacht, dem Onkel hingegen gefällt er. Nachdem Herr Thornton fortgegangen war, kam der Onkel in mein Atelier und bewies sich so höflich gegen unsern Dominichino, daß ich unbedingt annehmen muß, Herr Thornton habe

sich lobend über den jungen Künstler geäußert. Forderte doch der Onkel sogar Signor Paolo auf, mich zu malen. Dieser erröthete bei dem Vorschlag, wie auch sonst oft, erklärte sich bereit, fügte aber hinzu, daß er mich würde bitten müssen, in sein Atelier zu kommen, weil hier das Licht zu ungünstig sei. Der Onkel fragte, ob ich etwas dagegen einzuwenden hätte, was ich natürlich verneinte, und wir kamen überein, daß ich ihm übermorgen zum ersten Mal sitzen solle. Signor Paolo sagte mir, als der Onkel das Zimmer verlassen hatte, er sei überzeugt, daß mein Kopf ein vortreffliches Portrait geben werde. Ich bin ganz stolz und doch wieder ängstlich in dem Gedanken daran, und werde meinen Brief nicht abschicken, bis ich Ihnen von der ersten Sitzung berichten kann.

Es war ein feierliches Fiasko und kam zu keiner Sitzung, und was glauben Sie, trug die Schuld daran? Einfach die Laune meines Signor Dominichino. Kaum hatte ich meine Beduine abgelegt, als ihn eine dunkle Röthe überflog und jeder seiner Züge es verrieth, daß ihm irgend etwas nicht recht sei. Er kann sich nämlich gar nicht verstellen und sein Gesicht ist der klare Spiegel seines Denkens und Fühlens. „Er bedaure,“ hob er nach momentanem Zögern an, keine Verabredung mit mir über das Kostüm getroffen zu haben. Meine Toilette sei zu modern elegant für ein Portrait, we-

nigstens für ein solches, wie er es zu malen beabsichtige. Natürlich verdroß mich seine Unzufriedenheit, und ich will Ihnen meinen Anzug beschreiben, damit Sie selber urtheilen können, ob sein Tadel begründet war oder nicht. Ich hatte mein weißes Atlaskleid an, garnirt mit Rüchen von Seidentüll, in denen kleine Rosen und Rosenknospen reizend versteckt sind. Auch meine Koiffüre war ihm nicht recht, sie sei zu überladen, hieß es. Welche Thorheit, einen Cachepeigne von kleinen Rosen, die unter weißem Tüll bescheiden hervorblicken, während lange Tüllenden auf die Schultern herniederfallen, überladen zu nennen! Giebt es denn etwas Einfacheres? Und damit war seines Tadelns noch kein Ende; der Rock des Kleides wurde für zu weit und bauschig im Verhältniß zum Uebrigen erklärt, wodurch ein Mangel an Uebereinstimmung, an Harmonie — wie er sagte — entstehe. Sie können sich denken, liebe Augusta, daß mich so viel Tadel nicht gerade heiter stimmte, und mein Ausdruck mochte das bekunden. „Die Bildhauerkunst," fuhr er fort, „die die Natur am treuesten nachbildet, liefert die untrüglichsten Gesetze für die Schönheit der menschlichen Formen, und was diesen Gesetzen zuwider, ist unkünstlerisch, ist unschön. Entscheiden Sie selbst," fügte er höflich hinzu, indem er schnell eine kleine Skizze entwarf, die er mir hinreichte. „Ich versichere Sie, das sind genau die Umrisse Ihrer Gestalt in der heutigen Toilette; und ich weiß, Sie haben zu viel Geschmack, um sich derart malen zu lassen." Hatte er die Zeich-

nung nicht ein wenig übertrieben, so muß ich bekennen, daß meine Erscheinung in der That Alles eher als künstlerisch zu nennen war. Unwillkürlich fielen mir die Modebilder in dem Courier des Dames ein; doch will ich damit durchaus nicht sagen, mein Anzug sei irgendwie outrirt gewesen. Was aber in einem Ballsaal gut aussieht, mag deshalb doch nicht für ein Portrait geeignet sein. Ich war beschämt und muß wohl auch so ausgesehen haben, als er in sanfterem Tone fortfuhr: „Vielleicht erscheinen Ihnen meine Ansichten über Einfachheit übertrieben, aber ich hoffe, daß Sie mir später beistimmen und denselben freundlich ein Opfer bringen werden. Schnell antwortete ich, mich ganz seinen Wünschen fügen zu wollen; ich sei nur es mir selbst schuldig, ihm zu sagen, daß meine Toilette durchaus der jetzigen Mode entspräche und daß von hundert Damen neunundneunzig einen noch volleren Rock tragen, einen noch größeren Umfang haben würden. „Das glaube ich gern," versicherte Signor Paolo, „es ist aber keine Entschuldigung, sondern nur ein Beweis des jetzt herrschenden schlechten Geschmackes und der alten Lehre, daß man auch einer Majorität nicht blindlings trauen dürfe." Mich verdroß diese Weisheit wie der Ton, mit dem er sie preisgab, und ich fragte kurz: „Aber vielleicht dann der Minorität?" „Das eher," antwortete er ernst, „denn wenn Sie die Geschichte befragen, so werden Sie sehen, daß alle bedeutenden großen Männer und Frauen stets in der Minorität waren." „Da ich indeß weder den Vorzug

noch den Ehrgeiz besitze, eine bedeutende Frau zu sein, noch nach solchem Ruhme zu streben, so werden Sie mir erlauben, mich der Majorität anzuschließen," erwiederte ich. „Ganz nach Belieben," war seine trockene Entgegnung, und darauf schieden wir ziemlich kühl von einander.

Signor Paolo besteht darauf, mich in dem Anzuge zu malen in dem er mich zuerst gesehen, im Reitkleide, ohne Koiffüre, das Haar in einfachen Flechten diademartig aufgesteckt, wie ich es gewöhnlich trage. Die Tante behauptet, ihn nie zuvor so gezwungen, so unwillig und erregt gesehen zu haben, und sie ist überzeugt, ihm liege etwas schwer auf dem Herzen. So viel steht fest, er war nicht er selbst an jenem Morgen und erschien nicht im besten Lichte. Die Launen der Dichter und Maler sind sprichwörtlich, und leider ist er Dichter und Maler zugleich. Mit vielen Grüßen, Beste, Adieu.

Nur noch ein paar Worte, um Ihnen zu erzählen, daß ich eine entzückende Sitzung von zwei und einer halben Stunde gehabt habe, das heißt, mit Einschluß der Pausen, der angenehmsten Unterhaltung, dem herzlichsten Gelächter und ich weiß nicht was noch Allem. Wie komisch er sein kann, wenn er will! Ich dachte, sein Hauptfehler sei zu großer Ernst, darin habe ich mich aber geirrt, denn er ist es durchaus nicht. Ihn

die Fantoccini au naturel nachahmen zu sehen, ihn die witzigen Wortspiele von Pasquin und Marforio wiedererzählen zu hören, ist ein größeres Vergnügen, als irgend ein Theater gewährt. Die Tante und ich lachten, daß uns die Thränen in die Augen traten, obschon ich mit verdrießlicher Laune und Miene die Sitzung begann. Er hatte das wohl bemerkt, wie er mir später gestand, und war entschlossen gewesen, mich in die richtige Stimmung für mein Portrait zu bringen, und es gelang ihm vollkommen, denn es ist unmöglich, diesem merkwürdigen, wilden Römer lange zu zürnen. Mein Bild scheint sehr schön zu werden; und schließlich muß ich ihm in Betreff der Toilette Recht geben. Dieses Kostüm ist viel charakteristischer, als das weiße Atlaskleid je hätte werden können. Mein Dominichino hält eine suivirte Unterhaltung zwischen dem Maler und der zu malenden Person für nothwendig; nur während eines belebten Gespräches könne es dem Künstler gelingen, den natürlichen Ausdruck einer Physiognomie aufzufassen und getreu wiederzugeben, und weil diesem Erforderniß oft nicht Genüge werde, gäbe es so viele steife und unbelebte Portraits. In diesem Punkt wird mein Bild dann gewiß nicht zu tadeln sein. Wie wir mit Lust uns ergingen über Kunst, Natur, Literatur und Musik! O, wir stimmen wunderbar überein, unser Geschmack trifft so köstlich zusammen! Ganz die Ihre —

Lavinia."

Elftes Kapitel.

Paolo seinerseits war durch die Konversation, deren Fräulein Lavinia in ihrem Tagebuche erwähnt, so zufrieden gestellt und erhoben, er hatte, wie er wähnte, einen so tiefen Eindruck in Lavinia's innerstes Wesen gethan, ihre Seele lag so offen vor ihm da und stand in so völligem Einklang mit der seinigen, daß er den schlimmen Vorahnungen Thornton's keinen Glauben schenkte und sich gestählt fühlte gegen jede Mahnung desselben. Ein leises Lächeln schwebte daher auf seinen Lippen, als nach einigen Tagen sein englischer Freund ihm mit ernster Miene und großer Feierlichkeit Bericht abstatten kam über das Resultat seiner, wie er es nannte, Nachforschungen betreffs Lavinia.

Thornton hatte anfänglich nichts hören wollen von dem Wunsche der Frau Jones und deren Nichte, seine Bekanntschaft zu machen, und war unwillig geworden über das halbe Versprechen, das Paolo den Damen in

dieser Beziehung gegeben. Verdrießlich behauptete er, sich nicht in Rom niedergelassen zu haben, um mit seinen eigenen Landsleuten zu verkehren. Einiges Ueberlegen änderte aber Thornton's Entschluß, und ohne weiter mit Paolo darüber zu sprechen, hatte er im Palazzo Morlacchi seine Visite gemacht und war nun im Stande, mit Paolo ausführlich über Herrn und Frau Jones zu sprechen. In Bezug auf Lavinia indeß verweigerte er es, sein Urtheil abzugeben, bis er sie öfter gesehen, seiner Sache sicher sein würde, und erwähnte jetzt nur beiläufig, er wünsche, sie gliche ihrer Tante. Nach Verlauf einiger Wochen hatte er Fräulein Jones genauer kennen gelernt, und das Horoskop, das er ihr stellte, war düster genug. Er gestand zwar ein, daß sie eine allerdings bezaubernde Erscheinung, aber eine eben so leere, als weltlich gesinnte Natur sei, und er bedaure, sie zu der schlimmen Sorte der eleganten Damen höherer Stände rechnen zu müssen, nämlich „den Emporstrebenden".

„Das heißt das schöne Mädchen im Allgemeinen klassifiziren, um nicht zu sagen, verdammen," erwiederte Paolo ruhig. „Ich bitte daher um eine Erklärung Ihrer Worte."

„Diese nach Rang und Vornehmheit strebenden Frauen sind viel zu komplizirter Natur, so voller Haken und Häkchen, sie sind das Resultat so eigenartiger und merkwürdiger Zustände, die ganz außerhalb Ihres Gesichtskreises, ja selbst außerhalb Ihrer Ahnungen liegen, daß es eben so schwer für mich ist, sie Ihnen zu

definiren, als für Sie, sich über derartige Frauen klar zu werden. Solche Emporstrebende sind wie eine schlechte Kopie eines mittelmäßigen Originals, dessen Fehler alle an ihnen haften, ohne daß sie die guten Eigenschaften desselben besitzen, sie sind konventionelle Wesen von Kopf bis Fuß, Wesen, die ein Scheinleben führen, Schatten nachjagen und für Wahrheit unzugänglich sind."

„Ihr Farbenreichthum in diesem abschreckenden Bilde entspricht dem Fluß Ihrer Darstellung," entgegnete der Römer; „aber ich bekenne, daß ich nicht einzusehen vermag, in welcher Beziehung es zu der betreffenden jungen Dame Anwendung findet, wenn nicht die wärmste Sympathie für alles Einfache, Gute und Schöne auch etwa für konventionell gelten, wenn nicht ein warmes Gefühl für Natur und Poesie und Kunst auch nur ein Scheinleben führen und nach Schatten jagen heißen soll."

„Aha! Sie sind bereits dem Zauber verfallen," seufzte Thornton.

„Wenn Sie glauben, daß das der Fall ist, so wollen wir nicht weiter darüber argumentiren. Wozu sollte das dann nützen?" sagte Paolo mit resignirtem Tone.

„Eine kindische Laune für Malerei, die gerade so lange dauern wird, als sie den Reiz der Neuheit hat, und das kleine Abenteuer, das jene momentane Neigung steigerte, stempeln Sie zu einer Leidenschaft für

die Kunst — einige hübsche Phrasen über Natur und Poesie halten Sie für einen unwiderleglichen Beweis von Gefühl und Einfalt des Geschmackes; moderner Dilettantismus erscheint Ihnen als ein ernstes Streben, fast als ein innerer Beruf. Sie halten eine Lampe für die Sonne, mein lieber Freund, und darin liegt Ihr Irrthum. Ich kann Sie versichern, es giebt keine aufrichtigen Verehrer des Wahren, Großen und Schönen, deren ganzes Herz an der Welt und weltlichem Tande hängt. Vermögen Sie ihren Augen und ihrer Seele Funken reiner, ehrlicher Begeisterung zu entlocken? Besprechen Sie einmal mit Fräulein Lavinia die Neuigkeiten der vornehmen Welt, die Verlobungen und Heirathungen in der Aristokratie, das Déjeuner dansant bei der Marquise und die Tanzgesellschaft bei der Herzogin, wie ich es that und —"

„Halten Sie ein, halten Sie ein, das ist zu viel, Lavinia so zu schmähen," rief Paolo heftig. „Möglicherweise legt Fräulein Jones mehr Gewicht auf Geburt und Rang, als wir beide, doch das ist Sache der Erziehung, und auf diese im Grunde unschuldige Richtung ihres Wesens gründen Sie Anklage und Verdammung zugleich."

„Diese, wie Sie meinen, unschuldige Richtung ihres Wesens schließt oft, das glauben Sie mir, viel Unheil und schwere Folgen in sich, die für das ganze Leben von ernster Bedeutung sind. Das Rangfieber ist eine gefährliche Krankheit. Heirathen Sie meinetwegen eine

Marquise, oder eine Arbeiterin, jedenfalls aber eine Frau außerhalb des Bereichs dieser Ansteckung, das ist mein ehrlich gemeinter Rath."

„Aber Mortimer!" sagte der Maler halb gereizt, halb zum Lachen geneigt. „Ich will ja gar nicht heirathen; ich bin ja in Niemand verliebt. Sie können wirklich die Sorge sparen."

„Beweisen Sie mir das," fiel Mortimer ein, „indem Sie mich sofort nach Paris begleiten."

„Nach Paris?" wiederholte Paolo erröthend; dann fügte er nach einer kleinen Pause hinzu: „Wenn ein genügender Grund dafür vorhanden ist, werden Sie mich bereit dazu finden. Haben Sie dort dringende Geschäfte, die nicht aufgeschoben werden können?" fragte er, seinem Freunde fest in's Auge blickend.

„Sie wissen, daß das nicht der Fall ist. Sehen Sie es immerhin als eine Laune von mir an, nur fügen Sie sich derselben."

„Ich würde es gewiß thun, wenn ich dadurch nicht einen großen Verstoß machte gegen die einfachste gesellschaftliche Rücksicht und in Widerspruch geriethe mit mir selbst."

„Wie meinen Sie das?" fragte Mortimer.

„Ich meine, daß ich jener jungen Dame das Versprechen gegeben habe, ihr bei ihren Studien in der Malerei behülflich zu sein, und daß ich außerdem ohne genügenden Grund die übernommene Verpflichtung nicht zurückweisen kann, soll mein Betragen nicht unhöflich, ja beleidigend erscheinen. Sie wissen, daß ich den Auf-

trag des Herrn Jones, seine Nichte zu malen, angenommen habe und ihn folglich auch ausführen muß."

„Es war Thorheit, Wahnsinn, diesen Auftrag anzunehmen!" schalt Mortimer. „Jedoch überlassen Sie das Alles mir, ich will jeden Tadel, der daraus erwächst, auf mich nehmen."

„Ich würde aber in meinen eigenen Augen, mir selbst lächerlich erscheinen, und das können Sie nicht auf sich nehmen. Es liegt etwas Beschämendes, Erniedrigendes in dem Gedanken, wie ein Kind oder wie ein Narr vor einer vermeintlichen Gefahr davon zu laufen. Und ich möchte wissen, wovor ich zu fliehen hätte?"

„Er fragt wovor!" rief Mortimer mit erstauntem, fast flehendem Blick nach oben. „Wovor? Vor sicherem Unheil. Es ist gar nicht lächerlich, wenn ein Mann vor Dingen flieht, denen er keinen Widerstand zu leisten vermag."

„Wie etwa bei Ueberschwemmungen, Erdbeben und schönen Lavinias," scherzte Paolo.

„Sie könnten eben so gut behaupten, einer Ueberschwemmung, einem Erdbeben Widerstand leisten zu wollen, als dem Zauber dieser jungen Dame. Entrinnen Sie dem Schicksal, das bei längerem Verkehr mit Fräulein Jones Sie ereilen wird. Glauben Sie mir, daß dieses Mädchen Sie noch um Ihren Verstand bringen wird, und halten Sie an der Thatsache fest, daß Ihre Natur und die Fräulein Lavinia's antagonistisch sind in jedem Betracht. Wenn Sie auch mit

dem Kopfe schütteln, so bleiben Sie beide doch zwei entgegengesetzte Pole, und warten Sie nicht erst ab, was für Unheil aus diesem Verkehr für Sie erwachsen wird."

„Ich will Ihnen weissagen, was daraus entstehen wird," entgegnete Paolo, „wenn Sie gefälligst nur etwas von dem außerordentlichen Zauber und nur etwas von dem Antagonismus abziehen wollen; nämlich ein behaglicher Verkehr und eine uneigennützige Freundschaft."

„Ist jemals schon eine größere Täuschung als diese ausgesprochen worden?" rief Mortimer lebhaft. „Lavinia ist aus dem Stoff geknetet, aus dem wir Männer uns Götzenbilder, aber nicht Freundinnen machen. Eine vollständige Sirene vom Scheitel bis zur Sohle. Sehen Sie sie denn etwa mit ihrer Harfe, ohne ihr zu Füßen fallen zu wollen? Hören Sie sie singen, ohne sie anzubeten? Ihre ganze Erscheinung, ihr Athem selbst ist ein verführerischer Zauber."

„Ha, ha, ha!" lachte Paolo, „wie Ihr Thema Sie warm macht! Ich fürchte fast, Sie selber sind schon dem Zauber verfallen und —"

„Was für Thorheit!" unterbrach ihn Mortimer aufstehend.

„Und wollen mich nur aus dem Wege schaffen," fuhr der junge Mann fort.

Verdrießlich und verstimmt, konnte Thornton doch nicht umhin, über diese Anklage, wie über die schelmische Feierlichkeit, mit der sie gestellt wurde, zu lächeln. Da indeß in die Stimmung, die er augenblicklich

als Mentor angenommen hatte, der Scherz nicht paßte, trat er an das Fenster, als ob er nach dem Wetter ausschaue, und sagte fest:

„Die Sache ist zu ernster Natur, um Scherz damit zu treiben; überlegen Sie meinen Vorschlag und seien Sie verständig. Adieu für jetzt."

Paolo hielt es nicht der Mühe werth, einen Vorschlag, der ihm wahrhaft lächerlich erschien, auch nur einen Augenblick noch in Betracht zu ziehen; dahingegen versuchte er mit voller Gewissenhaftigkeit, sich über sich selbst klar zu werden und zu ergründen, ob er denn wirklich schon verliebt sei oder auf dem Punkte stehe, es zu werden. Thornton's Behauptung in dieser Beziehung hatte eine gewisse Unruhe in dem jungen Künstler hervorgerufen, und Paolo argumentirte, daß wer verliebt sei oder auf dem Punkte stehe, es zu werden, anders empfinden, anders fühlen und denken müsse wie sonst. Und da er trotz allen Prüfens keine Veränderung in sich wahrnahm, er noch ganz derselbe war, der er vor siebzehn Tagen gewesen, als er von Fräulein Lavinia's Existenz noch keine Ahnung gehabt hatte, so glaubte er sich völlig sicher und ward ruhig wie zuvor. Er fühlte keine der sogenannten Liebesqualen, von denen die Dichter als der Liebe Begleiter sprechen; er empfand weder eine peinigende Unruhe, noch einen Wunsch nach Einsamkeit, kein Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht, kein seliges Aufjauchzen, keine drückende Schwermuth, kein unwiderstehliches Verlangen, einen bestimmten Namen Bergen und Thälern

anzuvertrauen, alle diese verrätherischen Anzeichen heimlicher Liebe blieben ihm bis jetzt fremd. Ruhig und gesellig wie immer, dachte er weder an Thränen noch Seufzer, und Alles erschien ihm in demselben Lichte wie zuvor. Daß er Fräulein Lavinia bewundere, gestand er gern ein, aber Mortimer bewunderte sie ja ebenfalls und lachte dennoch bei der Vorstellung, in sie verliebt zu sein. Paolo leugnete eben so wenig, sich in ihrer Gesellschaft vortrefflich zu amüsiren, jedoch wahrscheinlich nicht besser, dachte er, als im Verkehr mit einem andern liebenswürdigen und talentvollen Mädchen. Gerade jetzt zum Beispiel hatte er sie seit zwei Tagen nicht gesehen und trotzdem ward ihm die Zeit nicht lang. Natürlich würde er sich freuen ihr wieder zu begegnen, ohne daß er sich jedoch vor Ungeduld das Haar raufen mochte. Er gab ferner zu, daß er für Fräulein Lavinia gethan, was er für keine Andere thun würde; er habe ihr Portrait zu malen übernommen und allerdings mit Entzücken den Auftrag übernommen, indeß habe er auch nie zuvor ein so schönes Modell gesehen, und er sei doch nun einmal ein Künstler, und als solcher doppelt empfänglich für jede Schönheit. Und Bewunderung und Sympathie, schloß er sein Selbstgespräch, wenn man es so nennen darf, sind noch lange nicht Liebe.

So weit konnte er sich Rechenschaft ablegen über sein Empfinden. Es blieb aber noch ein Punkt zu erörtern, ein Etwas, das nicht in die Schablone der Bewunderung und Sympathie hineinpaßte, die er so hübsch

entworfen hatte. Wir meinen nämlich den panischen Schrecken, der ihn im Kolosseum bei dem gefährlichen Wagniß des Fräulein Jones ergriffen, und das unwiderstehliche Gefühl, der Impuls, der ihn in jenem Augenblick zu entschlossenem Handeln getrieben hatte. Was er in dem Moment empfunden, war ihm freilich noch heute eben so neu, als wunderbar und geheimnißvoll. Mehr als einmal hatte er diesen oder jenen seiner besten Freunde in Lebensgefahr gesehen und schwere Angst um sie ausgestanden; aber nie zuvor war sein innerstes Wesen, sein ganzes Sein so erschüttert worden, nie zuvor hatte ihn eine solche Todesangst überfallen, als an jenem Abend im Kolosseum. Zwar ließ sich auch dies einfach erklären, wenn man die Art der Gefahr und den Umstand, daß eine Frau derselben ausgesetzt war, in Rechnung bringt. Vielleicht hatte auch das Gefühl der alleinigen Verantwortung, da Frau Jones ihm ihre Nichte anvertraut, ihn plötzlich überkommen und außer Fassung gebracht. Man stelle sich seine entsetzliche Lage vor, wenn ein Unglück Fräulein Lavinia betroffen und er es Frau Jones hätte hinterbringen müssen. Was würde Herr Jones ...

Hier wurde Paolo in seinem Gedankengange durch das Kriegslied in der Norma „Guerra, Guerra,“ rc. unterbrochen, das eine ihm bekannte Tenorstimme laut auf der Treppe sang. Unser Freund klatschte in die Hände und rief erfreut: „Das ist der Mann, den ich gerade brauche; denn wenn Salvator Rosa, der seit

vier Jahren verlobt ist, nicht über Liebe Auskunft geben kann, dann kann es Keiner."

Er eilte seinem Freunde die Thür zu öffnen, und das erwies sich als ein glücklicher Einfall, weil der Hereintretende der Art beladen war, daß er es selber nicht vermocht hätte.

Salvator hatte das Band einer Guitarre um den Hals geschlungen, einige Kleidungsstücke trug er über die Schultern geworfen, ein großes Bündel unter jedem Arm, über seine Sammetmütze hatte er einen runden Hut gesetzt, eine Masse Pinsel und eine Palette hielt er in der Rechten, eine lange deutsche Pfeife im Munde, und in diesem Aufzuge sprang er bis in die Mitte des Zimmers und seine Pinsel hoch in der Luft schwingend, nahm er eine kriegerische Stellung an.

„Was in aller Welt ist mit Dir geschehen?" fragte Paolo.

Statt jeder andern Antwort sang Salvator wieder: „Guerra, Guerra, morte, sterminio!" ... sprang vorwärts und rückwärts, parirte einen Schlag, als ob von der linken Seite kommend, theilte darauf einen gewaltigen Hieb nach der Rechten aus und ging schließlich zu einem kriegerischen Tanz über, und zwar mit solchem Eifer, daß die verschiedenen Kleidungsstücke und andere Gegenstände, mit denen er belastet war, im Zimmer umherstoben. Und dabei trieb er all' das Wesen mit unerschütterlichem Ernst und selbst Paolo's schallendes Gelächter brachte ihn nicht im mindesten aus seiner Fassung. Er verzog keine Miene, bis er erschöpft in

einen Stuhl sank, den Schweiß von seiner Stirn trocknete und herzlich lachend sagte: „Ich hoffe, Du bewunderst meinen pyrrhischen Tanz?"

„Es sind zu viel kannibalische Bewegungen darin, um ihn als den klassischen Tanz der antiken Hellenen gelten zu lassen."

„Freilich habe ich einige Variationen hineingebracht," antwortete Salvator, noch immer athemlos, „um ihn der modernen Zeit und dem modernen Geschmack anzupassen, die barbarisch ist, wie die Wirthe der Jetztzeit."

„Du sprichst in Räthseln," versicherte Paolo.

„So will ich Dir die Auflösung derselben geben," fuhr Salvator fort. „Du siehst in mir das Opfer, „un innocente vittima" sang er, also das Opfer eines Wirthes — wie soll ich es bezeichnen? Ich möchte mich diplomatisch ausdrücken; — also das Opfer der Unzartheit eines Wirthes. Du hast die Perle eines Miethers vor Dir, — nämlich in Betreff jedes guten Willens — der wie ein Hund aus seiner Wohnung — einem einzigen Zimmer, unter den beleidigendsten Verhältnissen vertrieben ist. Al sol pensarvi, o cielo, insieme avvampo e gelo. Aber was konnte ich von einem Menschen erwarten, der einen Zopf trägt und dem Zauber der schönen Künste so unzugänglich ist, daß er die kleine Summe von vier Skudi drei Paoli und zwei Bajocchi der Ehre vorzieht, seine Züge durch den Pinsel eines zweiten Salvator Rosa der Nachwelt für ewige Zeiten überliefert zu sehen."

„Das ist unglaublich einfältig von ihm," bemerkte

Paolo. „Da indeß der Wirth sein Logis gegen baares Geld Dir vermiethete, so ist es nur gerecht und natürlich, daß ihm die Wahl freistand zwischen den Skudi und dem Vortheil, sich verewigt zu sehen."

„Das gebe ich zu," sagte Salvator; „denn was auch immerhin mich bewogen haben mochte, ihn in dieser Weise, statt mit schnödem Golde zu bezahlen, so besaß er allerdings das volle Recht, die letztere Zahlung zu beanspruchen. Ich protestire nur gegen die Art, in der er seine Ansprüche geltend machte. Höre, und sei Du unser Schiedsmann."

Der kleine Künstler stand hierbei auf, ging mit pomphaften Theaterschritten durch das Zimmer, blickte nach rechts und nach links, wie Sänger es zu thun pflegen, die dem Publikum ein großes Geheimniß mitzutheilen im Begriffe stehen, schritt dann plötzlich vorwärts, faßte Paolo beim Arm und sang mit mächtiger Stimme: „Ascolta!"

„Heute Morgen um neun Uhr ging ich mir wie gewöhnlich ein Groschenbrödchen und ein Dutzend geröstete Kastanien kaufen, um meinem erschöpften Körper frische Lebenskraft zu geben; erlaube mir hinzuzufügen, daß das ein eben so billiges als wohlschmeckendes und nahrhaftes Frühstück ist, das ich Jedem bestens empfehlen kann. Mein Einkauf hatte nur wenige Minuten erfordert; ich kehre in der Unschuld meines Herzens nach Hause zurück, ersteige die Treppen, als ich vor meinem Dachstübchen meine Guitarre, meine Paletten, meine kostbaren Manuskripte, kurz Alles was

ich besitze auf dem Boden umhergeworfen finde. Mit aller Mühe versuche ich die Thür aufzuschließen, aber mein Schlüssel schließt nicht mehr, das Schloß ist verändert. Nun sage selber, ob das ein schamloser Streich ist oder nicht?"

„Ohne Zweifel sehr schamlos!" rief Paolo mit Nachdruck.

„Was blieb mir übrig, als meine Bagage zusammenzuraffen und fortzugehen? Die Schwierigkeit bestand aber darin, wohin ich mich wenden sollte. Da fielst Du mir ein und Deine doppelte Wohnung, und ich sang: Io so chi la s'onorà pura ospitalità. — Und hier bin ich nun und bitte Dich, mich für einige Nächte zu beherbergen, bis ich entscheiden kann, ob ich eine Villa in einer der Vorstädte, oder einen Palast auf der Piazza di Spagna miethen werde."

„Mit Freuden biete ich Dir mein bisheriges Logis an," und damit wies Paolo auf eine Vertiefung in seinem Atelier hin, die durch einen Schirm verdeckt wurde; „aber ich bereite Dich darauf vor, daß es gerade kein sehr angenehmes Quartier ist; überlege, ob es nicht besser wäre, Dich mit Deinem Wirthe zu verständigen."

„Nimmermehr," unterbrach ihn Salvator; „das hieße der Engherzigkeit und der Gemeinheit Vorschub leisten und widerspräche durchaus meinen Grundsätzen. Bezahlen will und werde ich ihn, sobald ich die unbedeutende Summe habe, aber bis dahin mag er in Angst schweben um das Geld, das soll seine Strafe

sein. Was Dich anbetrifft, edelster der Freunde, so sollen Deine schützenden Mauern mich so wenig als möglich umfangen, nur etwa von zehn Uhr des Abends bis sieben Uhr früh."

„Richte Dich ganz nach Deinem Behagen," bat Paolo. „Ich sehe nur nicht ein, weshalb ich das Vergnügen Deiner Gesellschaft am Tage entbehren soll, weil Du mein Gast in der Nacht sein willst. Mache Dir es jetzt bei mir bequem, aber gestatte, daß der Platz, an dem dort die Leinwand gegen die Wand gelehnt, verbotenes Terrain bleibe, und verzeihe, wenn ich Dich bitten muß, vorläufig das Rauchen hier zu unterlassen."

„Ich danke Dir für die Warnung und für Deine Aufrichtigkeit," entgegnete Salvator; „Diskretion ist mein Motto."

„Und da wir nun alle Präliminarien geordnet haben," sagte Paolo, „erzähle mir, wie es Clelia geht. Ich habe sie seit ewigen Zeiten nicht gesehen."

„Was ihre Gesundheit und ihre Stimmung betrifft, so lassen beide nichts zu wünschen übrig."

„Und hat sie Arbeit?" fragte Paolo weiter.

„Gerade genug, um Körper und Seele zusammen zu halten. Die Nachfrage nach Kameen ist jetzt nicht eben lebhaft," lautete die Antwort.

„So habt Ihr noch immer keine Aussicht, Eurem langen Brautstande ein Ende zu machen?"

„Nicht mehr, als zur Zeit wo wir uns verlobten; Weihnachten werden es schon vier Jahre, aber Armuth

legt noch immer ihr Veto ein gegen unsere Verbindung. Trotzdem sind wir glücklich und leben von Hoffnung und Liebe."

„Dabei fällt mir ein," sagte Paolo nicht ohne eine gewisse Verlegenheit, „ich möchte gern von Dir eine Schilderung des Zustandes und der Empfindungen haben, die Dich beseelten, als Du Deine Clelia zu lieben anfingst."

„Oho! Wie Telemach, Du lieber Junge!" rief der kleine Maler, seinen Freund scharf in's Auge fassend, „bist Du auf dem Wege, Dich der großen Brüdergemeinschaft anzuschließen? Wie? Glaube mir, je früher je besser."

„Nein, durchaus nicht, ich versichere Dich — nein, in der That nicht," entgegnete Paolo leicht erröthend; „wenn das geschehen sollte, dann will ich es Dir ehrlich gestehen."

„Laß mich einmal nachdenken. Wie war's denn, was empfand ich, als ich mich verliebte?" sagte Salvator, bemüht, die Vergangenheit zurückzurufen. „Auf mein Wort, so weit ich mich erinnern kann, empfand ich nichts Besonderes; es geschah auch nicht allmählich, sondern es kam plötzlich über mich. Den Augenblick, in dem das Gefühl mich packte, war es auch schon um mich geschehen."

„Aber bis es dahin kam — laß die Zeit noch so kurz gewesen sein; es wäre doch ganz gegen die Natur, wenn Du nicht ein Dir fremdes Empfinden, nicht eine Vorahnung gehabt haben solltest, wenn Deine Liebe

als urplötzliche Leidenschaft aufgetaucht sein sollte. Warst Du nicht zuvor von ihrer Schönheit sehr entzückt?"

„Nicht besonders, und nicht mehr als von jedem hübschen Gesicht, das mir auf der Straße begegnet. Allerdings war ich zu der Zeit krank und sah sie zuerst im Hospital. Du weißt ja, daß ich damals zwei Monate lang an einem schweren Fieber darniederlag, das ich mir durch eine Nacht, die ich im Freien vor der Porta San Pancrazio auf nassem Boden schlafend, zugezogen hatte. Es scheint eine Ewigkeit seit jenem Jahre 1849. Clelia gehörte zu den freiwilligen Wärterinnen, die in jenem Hospital sich der Kranken annahmen, und sie pflegte freundlich an mein Bett zu treten, mich zu erheitern, zu trösten und wie mit einem Kinde schön zu thun, was mich eben so dankbar stimmte, als glücklich machte."

„Quälte Dich nicht zu Zeiten Unruhe, Schwermuth, Schlaflosigkeit und Mangel an Appetit?"

„So lange ich Fieber hatte natürlich; sobald das mich aber verließ, fing ich an gut zu schlafen, mit großem Appetit zu essen und mich überhaupt sehr behaglich zu fühlen."

„Sehntest Du Dich nicht nach ihr und wurdest Du nicht ungeduldig, wenn sie länger ausblieb als gewöhnlich?"

„Sie war stets pünktlich, gab mir daher nie Veranlassung zur Ungeduld, und außerdem war ich auch zu schwach für heftiges Empfinden, denn ein Kind von

drei Monaten kann nicht schwächer und hülfloser sein, als ich damals war."

„Sehr merkwürdig," sagte Paolo nachdenklich, „und niemals —"

„Warte," unterbrach ihn Salvator; „da fällt mir eben etwas ein, was Dir für ein Symbol des nahenden Eros gelten wird. Vierzehn Tage ehe ich das Hospital verließ, wurde ein junger, schwer verwundeter Offizier, ein Toskaner — das arme junge Blut! — in unser Zimmer gebracht, der bald darauf starb. Bemerken muß ich noch, daß es ein schöner Mann mit reichem lockigen Haar, tiefen braunen Augen, edeln Zügen, kurz ein rechter Raphaelkopf war. Unter meinen Zeichnungen habe ich noch eine Skizze von ihm, die ich Dir gelegentlich zeigen will. Sein Bett stand dem meinigen gegenüber, und sobald Clelia sich bei ihm aufhielt, verschwand nicht allein jedes Mitleid für den edeln Jüngling in meiner Brust, sondern es bemächtigte sich meiner sofort ein Groll, ein unerklärliches Mißbehagen."

„Das war Eifersucht," rief Paolo.

„Dafür hielt ich es auch; doch wurde mir der Zustand meines Herzens noch nicht klar."

„Und wann," fragte Paolo, „entdecktest Du eigentlich, daß Du liebtest?"

„An demselben Tage, an dem ich das Hospital verließ, merkte ich es. Mich überfiel eine wahrhafte Angst, als ich von ihr Abschied nahm, mir war es, als ob ich von meiner eigenen Seele scheiden sollte. Ich

wankte umher wie Einer, der seinen Schwerpunkt verloren hat. Nichts war mir mehr lieb in der Welt, ich interessirte mich für nichts mehr, selbst nicht einmal für das Libretto. Mich überfiel eine ungekannte Unruhe, eine wilde, leidenschaftliche Sehnsucht nach ihr ergriff mich und wuchs von Stunde zu Stunde. Am zweiten Tage ertrug ich es nicht länger, alle meine Pulse schlugen heftiger und immer heftiger, ich eilte fast instinktiv in das Hospital, sah sie einen Augenblick und fragte anscheinend beherzt: „Wollen Sie die Frau eines kleinen Affen werden, der Ihnen nichts zu bieten hat als seine ungetheilte, volle Liebe?“ Sie erröthete, lachte herzlich und antwortete, sie bäte um vierzehn Tage Bedenkzeit. Nach dieser unsäglich langen Frist erhielt ich endlich ihr Jawort und an demselben Tage verlobten wir uns, und seitdem leben wir von Hoffnung und Liebe und sonst sehr Wenigem,“ und mit heller Stimme singend: „Della terra in cui viviamo — ci facciamo un ciel d'amor,“ schloß er mit Emphase.

Durch diese Bekenntnisse wenig aufgeklärter, nein, eigentlich nur noch verwirrter gemacht als zuvor, wendete Paolo, in Gedanken und in Grübeln vertieft, seine Schritte nach dem Palazzo Morlacchi.

Zwölftes Kapitel.

Als Paolo durch den Seitencorridor in Fräulein Lavinia's Atelier trat, fand er nur ihre Kammerjungfer in demselben vor. Sie wartete seiner mit der Bestellung, daß die Damen im Empfangszimmer Besuch hätten und ihn sehr bitten ließen, ihnen dorthin zu folgen. Nur zu gern würde der blöde Künstler die Flucht ergriffen haben, aber auch hierin hinderte ihn seine Befangenheit, und während er noch immer ängstlich überlegte, wie er einen anständigen Rückzug ermöglichen könne, hatten sich bereits die Thüren des Empfangszimmers hinter ihm geschlossen und er wurde dem Grafen Mendez Fortiguerra und dem Cavaliere Martucci vorgestellt.

Dieser Cavaliere Martucci hatte, wie der Leser sich erinnern wird, Herrn Jones in Florenz kennen gelernt, ihm versprochen, ihn in Rom aufzusuchen und ihn und seine Familie einem seiner Freunde, einem römischen

Edelmann, vorzustellen. Sowohl der Cavaliere als der Graf waren in ihrer Art schöne Männer, obschon zwischen beiden der größte Kontrast bestand.

Bei dem Grafen war Alles, so Formen wie Farben, bestimmt ausgeprägt; er war sehr brünett, sehr groß und kräftig gebaut und hatte eine laute und tiefe Stimme. Seine Züge, obgleich regelmäßig geschnitten, erschienen zu markirt, um angenehm zu sein, und besonders erinnerten seine zu starke Adlernase und seine ebenfalls zu sehr hervortretenden, wenngleich wohlgeformten Lippen an einen Idealkopf der Sinnlichkeit. Ein blauer Schatten um den Mund und das glatt rasirte Kinn verriethen einen vollen, kräftigen Bartwuchs. Seine gefällig gesellschaftlichen Formen und sein ganzes Auftreten ließen den Weltmann erkennen; nur manchmal war seine Haltung zu würdevoll, und unwillkürlich wurde man in solchen Momenten an den Padre nobile der Bühne erinnert, trotzdem die Trauerkleidung des Grafen dem neuesten Schnitt der Mode entsprach. Der Conti hatte, wenn er still saß, was übrigens selten genug geschah, eine sonderbare Art, das Kinn in seine ungewöhnlich hohe und steife Kravatte zu verbergen, und diese Haltung gab ihm bei seiner von Natur hohen und breiten Stirn, die durch den gänzlichen Mangel an Haarwuchs noch größer schien, den Ausdruck tiefen Denkens und tiefer Weisheit und eine Miene, welche dem gewiegtesten Diplomaten wohl angestanden hätte. Obgleich er bereits das sechzigste Jahr überschritten, sah er kaum wie ein Fünfziger aus.

Der Cavaliere Martucci hatte, wennschon nicht ganz fünf Fuß groß, eine eben so proportionirte als elegante Gestalt und war der hübscheste kleine Blondin, den man sich denken kann. Trotz des weich goldigen, künstlich en croc gedrehten Bartes an der Oberlippe, hätte man ihn im ersten Augenblick für eine verkleidete Frau halten können, so entschieden weiblich waren seine kleinen, fetten Hände, der schmale Fuß, die rosigen Lippen, das sorgfältig gescheitelte blonde Haar und der silberne Klang seiner Stimme; selbst die kleinen goldenen Ohrringe, in den zierlichen Ohren, erhöhten noch die Illusion. An seiner modernen, geschmackvollen Kleidung, fast so knapp wie die eines Mädchens, haftete auch nicht das leiseste Stäubchen, daß man hätte denken können, er sei in einer Schachtel verpackt hingebracht und erst im Vorzimmer aus derselben herausgenommen worden. Sein übergeschlagener Hemdekragen fiel über eine farbige Atlaskravatte, seine Manschetten, mit Korallen geknöpft, schlossen die schmalen Handgelenke eng ein, und von den unzähligen, kaum merklichen Fältchen seines Oberhemdes war auch kein einziges gedrückt. Ein mikroskopisch kleiner Stern, an einem mikroskopisch kleinen Kettchen, hing bescheiden in dem Knopfloch seines sehr feinen schwarzen Fracks.

Das Gespräch, oder besser die Gespräche — denn der Graf Fortiguerra sprach englisch und wandte sich besonders an Frau Jones — während der Cavaliere Martucci sich in seiner Muttersprache ausschließlich dem Fräulein Lavinia widmete, die Gespräche also,

einen Augenblick durch Paolo's Hereintreten unterbrochen, wurden, nachdem man den jungen Künstler den Gästen vorgestellt, wieder schnell aufgenommen. Der Graf fuhr fort, die Tugenden, Talente und das liebenswürdige sans façon des Königs Ludwig von Baiern zu preisen, der damals in Rom residirte und zu des Grafen intimen Freunden zu gehören schien. Währenddeß unterhielt der Cavaliere Fräulein Jones mit Enthusiasmus von dem neuen Liede des Patito, des berühmten Balladen-Komponisten, und konnte sein Erstaunen nicht verhehlen, daß eine musikalisch begabte Dame, wie Fräulein Lavinia, nichts von dem Entzücken der fashionabeln Welt und von dem: „La lagrima di un angelo“ gehört habe, dem Liede, das jetzt von Salon zu Salon ertöne und in dem die ganze Crême der Gesellschaft schwelge.

Paolo, der weder etwas von Seiner Majestät Ludwig, noch von der gerühmten Romanze wußte, nahm an keiner der beiden Unterhaltungen theil, außer wenn Fräulein Lavinia mit der offenkundigen Absicht, ihn in's Gespräch zu ziehen, eine Frage an ihn richtete, die er dann kurz beantwortete. In Gegenwart von Fremden stets wenig mittheilsam, erregten diese beiden Gäste, und zwar besonders der Jüngere, seinen vollen Unmuth; und wir brauchen wohl kaum erst zu erklären weshalb, denn es liegt auf der Hand, daß Beide ihm im Wege standen. Der kleine Cavaliere, der Fräulein Lavinia ausschließlich in Anspruch nahm, beeinträchtigte dadurch direkt Paolo's Zeit, die nach seiner Meinung

besser verwerthet werden konnte als bei dem leeren Geschwätz des neuen Gastes. Außerdem war Paolo nicht zu seinem Vergnügen in den Palazzo gekommen, er war nur gekommen, Fräulein Jones' Arbeit anzuschauen, ihr Rath zu ertheilen, oder wie er es sonst bezeichnen mochte, die Sache blieb dieselbe, er war da, um ihr eine Stunde zu geben. Auch konnte er gerechterweise die Gäste nicht allein anklagen, Fräulein Lavinia trug die größere Schuld. Was in aller Welt hielt sie hier gefesselt? Hatte sie nicht schon sonst die Gesellschaft im Salon zurückgelassen, um an ihre Staffelei zu gehen? Ihr Verweilen heute zeigte, — und das schmerzte Paolo — wie wenig Rücksicht sie darauf nahm, ihn unnöthig aufzuhalten.

Während sich unser junger Schwärmer diesen Betrachtungen hingab, nahm er mechanisch ein Heft zur Hand, das auf dem Tisch lag. Es war eine Nummer eines englischen illustrirten Journals. Als er es durchblätterte und die Bilder betrachtete, wandte sich Fräulein Lavinia sofort an ihn, vielleicht, um ihn leise auf die Unschicklichkeit, die Gesellschaft der Art zu ignoriren, aufmerksam zu machen. Freundlich bemerkte sie:

„Das Journal scheint Sie sehr zu interessiren, Signor Paolo?“

„Es amüsirt mich mehr, als daß es mich interessirt,“ antwortete Paolo; „ich habe solch' komische Zeichnung aufgeschlagen,“ und so sagend, reichte er dieselbe dem Fräulein Jones hinüber. Das Bild stellte eine Anzahl junger Damen dar, vor einer Grafenkrone knieend.

Als Lavinia's Augen auf das Blatt fielen, erröthete sie, stimmte aber schnell ein heiteres Lachen an, das Paolo wieder ganz entzückte, und lächelnd sagte er:

„Jedenfalls sehe ich, daß Sie dieser frommen Schwestergemeinde nicht angehören."

„Ich möchte wissen, wer dazu gehören könnte!" erwiederte Lavinia, „und ich bitte Sie, meine Landsmänninnen nicht für so thöricht zu halten, als sie hier dargestellt sind. Es ist eine Karrikatur, das Hirngespinst eines Misanthropen und weiter nichts."

„O Thornton, Thornton, weshalb sind Sie nicht hier!" dachte der junge Mann, indem er zu Lavinia sagte: „Natürlich halte auch ich das Bild für eine bloße Uebertreibung, denn ich glaube nicht, daß irgend ein vernünftiges Wesen solchen Tand verehren oder gar anbeten kann." Und bei diesen Worten fielen seine Augen, vielleicht absichtlich, auf des Cavalieres kleinen Stern.

Bemerkte der Cavaliere diesen Blick oder nicht, und wird er ihm um dieses Blickes willen zürnen oder ihm denselben mit christlicher Demuth verzeihen? Diese Fragen müssen zunächst unbeantwortet bleiben, denn gerade in diesem Augenblick trat Herr Jones herein, und das Vorstellen und die dazu gehörigen tiefen Verbeugungen nahmen alle Personen und alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Cavaliere stellte, seiner Pflicht gemäß, den Römer dem Engländer und den Engländer dem Römer vor. Mit feiner Handbewegung wies er auf „seinen edeln Freund, den Grafen Mendez

Fortiguerra — seinen vortrefflichen Freund, Herrn Jones." Die beiden großen Mächte, Geldsack und Stammbaum, verbeugten sich pflichtschuldigst, boten einander die einflußreichen Hände dar und sprachen ihr gegenseitiges Entzücken über die ehrenvolle Bekanntschaft aus. Des Geldsacks Freude ward angeblich durch das Bedauern getrübt, daß er den Stammbaum hatte warten lassen, worauf der Stammbaum in dem Gefühl, daß noblesse oblige, sich gegen die Damen verbeugend versicherte, in so vortrefflicher Gesellschaft verfliege die Zeit nur zu schnell.

Wer Herrn Jones eines verdießlichen oder zurückstoßenden Betragens je beschuldigt, mußte sich selbst in dieser Stunde Lügen strafen, in der des Kaufmanns glatte, heitere Stirn, sein freundliches Lächeln und sein zuvorkommendes, einnehmendes Betragen den harmlosesten Menschen zu bekunden schienen. Beachten Sie den sanften Ton, in dem er die Hoffnung ausspricht, der Graf habe sich für den Winter in Rom niedergelassen und werde ihm und der Frau Jones die Ehre seines Besuches nicht zu selten gönnen.

Eine trübe Wolke überschattete Fortiguerra's mächtige Stirn, als er eines vor Kurzem erlittenen schmerzlichen Verlustes erwähnte, eines Familienunglücks, — ein kläglicher Blick fiel dabei auf seine Trauerkleidung, — das ihn vorläufig von aller Gesellschaft fern halte, sowohl bei seinen Freunden, als im eigenen Hause.

Wärmstes Mitgefühl ergreift sofort Herrn Jones und giebt sich in seinen Mienen zu erkennen, deren

freundlich heiterer Ausdruck sich augenblicklich in Melancholie verwandelt.

„Das Leben ist schwer," bemerkte er seufzend, und vielleicht war es eine natürliche Ideenverknüpfung, daß dem Engländer bei Erwähnung des Schmerzes unwillkürlich ein Mittel, denselben durch eine kleine Erfrischung zu lindern, einfiel. Er forderte nämlich fast in demselben Athemzuge den Grafen und den Cavaliere auf, in das Nebenzimmer zu folgen, wo ein einfaches Dejeuner ihrer warte.

Graf Fortiguerra, der einem Mäßigkeitsvereine anzugehören schien, antwortete, daß er mit Dank ein Glas Zuckerwasser annehmen werde, und darauf verließ das Trio das Zimmer mit der üblichen Ceremonie.

Paolo, der während der letzten zehn Minuten seine Augen immer weiter geöffnet hatte und denselben kaum mehr trauend sich fragte, ob er der Vorstellung einer Komödie beiwohne, oder Alles, was um ihn her vorginge, Wirklichkeit sei, athmete jetzt tief auf. Und um die Wahrheit zu gestehen, erging es den beiden Damen nicht anders. Indeß, des Tages Last ist noch nicht vorüber. Herr und Frau Piper werden gemeldet und letztere tritt in äußerster Erregung in das Zimmer. Fräulein Jones versucht nun, indem sie sich auf ein Engagement beruft, zu entfliehen. Frau Piper will aber eine derartige Entschuldigung nicht gelten lassen; sie bedarf gerade des Fräulein Jones, an die sie ein wichtiges Anliegen habe und um dessentwillen sie Fräulein Jones einen Augenblick ganz für sich allein in Anspruch nehmen

müsse. Vielleicht ward Frau Piper nur um so dringender, weil Paolo's Verdruß über diese neue Störung ihr nicht entging. Lavinia bleibt nichts übrig, als sich zu ergeben, Paolo aber steht auf und verabschiedet sich. Tausendmal um Entschuldigung bittend, begleitet Fräulein Lavinia ihn zur Thür und flüstert ihm in süßen Worten das Versprechen zu, morgen um zwölf Uhr sich pünktlich zur Sitzung einfinden zu wollen. Mit diesem Trost, der ihn bis zum nächsten Mittag aufrecht erhalten soll, verläßt der Künstler den Palazzo.

Auf die Straße tretend, wußte er aber nicht, wohin er sich wenden, was er mit sich anfangen sollte. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte sein Atelier keine Anziehungskraft für ihn, und er empfand auch keine Neigung, Thornton zu sehen, der allen Stürmen seiner Seele bisher der schützende Hafen gewesen, in den er einzulaufen pflegte. Nur einen Menschen gab es, nach dessen Unterhaltung er gerade jetzt Verlangen trug, und das war sein obdachloser Freund Salvator; aber wie sollte er den ausfindig machen? Fast eben so gut könnte man einen Vogel im Walde aufsuchen wollen.

Unentschlossen wandte sich Paolo in gerader Richtung nach dem Pincio hin und sann auf seinem Wege darüber nach, von wo nur in aller Welt der theatralische Graf und der lächerliche Manequin eines Cavaliere hergekommen sein mochten. Weshalb erschien er ihm aber lächerlich? Blos, weil er so klein und weibisch aussah? War Salvator nicht nur um ein Weniges, wenn überhaupt größer als der Fremde, und hatte er

nicht auch etwas Weibisches in seiner Erscheinung? Und war es ihm deshalb minder gelungen, einem schönen und verständigen Mädchen eine tiefe Liebe einzuflößen? Allerdings besaß Salvator vortreffliche Eigenschaften und ein Herz so rein wie Gold. Aber woher wußte denn Paolo, ob dem Cavaliere nicht dieselben Eigenschaften innewohnten? Fräulein Jones schien wenigstens der Besitzer des kleinen Sterns kein Mißfallen zu erregen. Es bleibt nur zu wahr, die Frauen sehen nicht mit unseren Augen. Außerdem, gleichviel ob der Cavaliere ein Held oder ein Gauner war, was ging er Paolo an? Ihm lag keine andere Verpflichtung ob, als der jungen Engländerin künstlerische Bestrebungen zu überwachen, und es war ja nicht seine Sache, den Polizisten jedem Manne gegenüber zu spielen, der des schönen Mädchens Bekanntschaft suchte.

Und Paolo bemühte sich endlich, diese Grübeleien zu verscheuchen und sich anderen Gedanken hinzugeben. Wie aber dem Sprichwort gemäß alle Wege nach Rom führen, so führte unsern Freund, er mochte ausgehen von welchem Ideengange er wollte, Alles und Jedes auf den ersten Punkt zurück.

Er konnte es Fräulein Jones nicht vergeben, ihm die Bekanntschaft dieses Mannes verheimlicht zu haben. Augenscheinlich hatte sie ihn seit längerer Zeit gekannt und dennoch ihm gegenüber selbst nie seines Namens erwähnt, noch je eines derartigen Verkehrs Erwähnung gethan. „Da so wenige Italiener in ihr Haus kamen, wäre es nur natürlich gewesen, wenn sie von Martucci

gesprochen und mir gesagt hätte, daß sie seine Ankunft erwartete.“ Sie aber hatte anders darüber gedacht und gewiß ihre bestimmten Gründe gehabt, ein Geheimniß aus der Sache zu machen.

So weit gekommen, fragte er sich abermals, was es ihn denn anginge, ob sie ein Geheimniß daraus gemacht habe oder nicht? Wie thöricht ist es, sagte er sich selber, mit all' den Dingen den schönen Spaziergang sich zu verderben und den Pincio und das herrliche Wetter so gar nicht zu genießen.

Jedoch vermochten die weisesten Entschlüsse nicht, die stets von Neuem auftauchenden Vorstellungen und Zweifel zu bekämpfen, und schon im nächsten Augenblick verfiel er in dieselbe selbstquälerische Stimmung wie zuvor. Was für eine Verbindung konnte zwischen Herrn Jones und den beiden Italienern bestehen? Denn daß sie keine bloße Höflichkeitsvisite gemacht, sondern eine bestimmte Absicht auf Herrn Jones gehabt hatten, unterlag für ihn keiner Frage. Wie ließe sich sonst ihr ausdauerndes Warten erklären, das die gewöhnliche Dauer einer Visite weit überschritt? Auch der geflissentliche Eifer des Herrn Jones, die Gäste in das andere Zimmer zu locken, bestätigten dem jungen Künstler, daß es auf eine geheime Unterredung abgesehen war, bei der er den drei Herren, — dem würdigen Trio, wie er es nannte, — welche ein gemeinsames Interesse verfolgten, hindernd im Wege gestanden hatte. Aber was für eine große Staatsaktion konnte es denn sein, um die es sich hier handelte?

Plötzlich fiel es unserm jungen Träumer wie Schuppen von den Augen, und er beflügelte seinen Schritt, als ob er mit einem Male entdeckt hätte, auf unterminirtem Boden zu stehen. Das Räthsel war gelöst, der Manequin bewarb sich um Fräulein Jones, der Padre Nobile kam, um als Onkel den Antrag zu unterstützen, und natürlich wurde derselbe eben so schnell akzeptirt, als er gemacht worden war. Er klagte sich selber an, daß nur für ihn, den Schwärmer, aber für keinen Menschen von gesunder Vernunft dies ein Räthsel hätte sein können, und stundenlang hatte er sein armes Gehirn gemartert, um herauszubekommen, was jedes Kind auf den ersten Blick errathen haben würde. Welch ein Thor er gewesen! Ha, ha, ha! lachte und höhnte er sich selber aus.

Und der arme Jüngling wanderte umher bis es dunkelte, kehrte endlich bei einem Restaurant ein, um einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen, und dann trieb es ihn wieder hinaus, ohne Ziel und Zweck. Schon hatte die Nacht die Erde in tiefe Schatten gehüllt, und noch immer streifte er rastlos umher und verpflanzte die wildesten Träume seiner erregten Phantasie in die Wirklichkeit, bis er sich einbildete, einen mathematischen Beweis für alle Vorgänge gefunden zu haben, wobei eine Art von wilder, verzweifelnder Lust über ihn kam. Doch die falsche Lust sollte bald einem heftigen Zorn gegen alle Grafen und Cavaliere weichen, bis er mit aufdämmerndem Bewußtsein, unwahr gegen sich selbst zu sein, sich fragte, was es ihn denn eigentlich angehe,

ob Fräulein Lavinia heirathen wolle oder nicht? Und doch! Wie viel würde er nicht darum gegeben haben, hätte er das Gespräch belauschen können, das während seines Umherwanderns zwischen dem Grafen und dem Cavaliere geführt wurde, und das wir den Leser leider ersuchen müssen anzuhören.

In dem Hinterzimmer einer elenden Kneipe in Trastevere diskutirten der Graf Fortiguerra und der kleine Cavaliere zwar nicht über einen schwierigen Punkt der Heraldik, wohl aber über eine Flasche Montepulciano. Der Graf steckte nicht mehr in seinen Galakleidern mit der steifen Kravatte, sondern war in einem Kostüm sans façon und einer Stimmung, die dem Orte und der heitern Beschäftigung, der er sich ganz hingegeben, angemessen schien. Der Cavaliere trug noch dieselbe elegante Kleidung wie am Morgen, aber seine feine Wäsche und der goldene Stern waren absichtlich unter einem losen Ueberrock, den er bis zum Kinn zugeknöpft hatte, verborgen.

„Ich will Dir sagen, was Dein Engländer ist," versetzte der Graf, indem er seine kurze, vom Rauch geschwärzte Pfeife an der Oellampe, die auf dem Tische stand, anzündete. „O, meine schönen Horazischen Citate schwinden mehr und mehr: projicere margaritas — er ist durch und durch eine Krämernatur und ein Krämer."

„Angenommen er wäre ein Krämer," remonstrirte der Cavaliere, eine Cigarette zart zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger drehend, „angenommen also,

er wäre es, um so mehr Grund haben wir, ihn mit sanfter Hand anzufassen. Er ist ein Mensch, dessen ganzer Sinn auf ein Ordensband, auf einen Stern, kurz auf irgend eine Auszeichnung gestellt ist, die ihm irgend einen gesellschaftlichen Anspruch oder einen Titel verleiht. Welche Schritte wären nun dafür die geeignetsten? Natürlich muß ihm die Sache als wennschon möglich, so doch als äußerst schwierig dargestellt und für das göttliche, aber erreichbare Gut müssen entsprechende Opfer verlangt werden. Und was thust Du statt dessen? Du beunruhigst und verwirrst ihn mit Eisenbahnspekulationen, durch Anlagen von Millionen und jahrelanges Warten."

„Ja, ich lasse ihm aber immer dabei den ersehnten fetten Bissen als Abschluß des ganzen Unternehmens an der Angel sehen," unterbrach der Graf, „immer von Neuem halte ich ihm den Titel eines Prinzen vor, den der dankbare Papst dem muthigen Unternehmer huldreichst verleiht. Du bist noch sehr grün, mein lieber kleiner Freund, und meine Pläne sind für Deine jugendlichen Visionen zu reif und von zu langer Hand. Lerne also erstlich, daß es für einen englischen Geschäftsmann, auch wenn er sich zur Ruhe gesetzt, keine größere Verlockung als Eisenbahnspekulationen giebt, ja daß kein Titel, kein Ordensband, selbst wenn es so lang und breit wäre wie die anzulegenden Eisenbahnschienen, jener Verlockung gleichkommt. Und lerne zweitens, daß wenn ich nur zuvörderst den Namen dieses Herrn Jones, als Unternehmer und Direktor

irgend einer Eisenbahn in England, wie sie auch immer hin heißen möge, gebrauchen dürfte, um an der Spitze eines großartigen Eisenbahnprojektes, meinetwegen nach dem Mond hin zu figuriren, mein und Dein Glück gemacht wäre. Wie konnte ich ahnen, daß dieser John Bull eine Ausnahme von der Regel sein würde, ein John Bull ohne jeden Unternehmungsgeist, vollgepfropft von Vorsicht und Bedenklichkeiten, Kautionen und Gott weiß nicht was Alles verlangen würde. Hol' der Teufel seine Vorsichten! Als ob mein Wort, das Wort eines Fortiguerra, nicht die beste Kaution wäre!" sagte der Sprecher, mit Emphase die rechte Hand sich auf die Brust legend. „Weißt Du denn auch, wer die Fortiguerras sind, Du liebster Genosse meines Lebens?" — Diese Anrede galt nicht etwa dem Cavaliere, sondern der Flasche, aus der er sein Glas füllte. — „Die Fortiguerras sind die älteste Familie Italiens, nein, Europas, alliirt mit den Gonzagas von Mantua, verwandt mit dem königlichen Hause von Braganza, und —"

„Und den Groß-Mogul nicht zu vergessen," fügte der Cavaliere ernsthaft hinzu.

„Ausgezeichnet! vortrefflich!" rief der Graf, vor Lachen in den Stuhl zurückfallend. „Ich fange an mich schon selbst für einen Grafen zu halten; indem ich mich ganz mit der Person, die ich darzustellen habe, identifizire, vergesse ich positiv mein eigenes Selbst. Das erst bezeugt den wahren Künstler, und wenn ich einst sterbe, was hoffentlich noch gute Wege hat, werde

ich wie Nero ausrufen können: „O Rom, du verlierst einen großen Schauspieler!“

„Du sprichst wahr,“ bemerkte der Cavaliere, geziert die Asche von seiner Cigarre abklopfend; „nur hin und wieder outrirst Du Deine Rolle.“

„Durchaus nicht,“ versicherte der Graf. „Ich passe die Schattirungen meiner Färbung den jedesmaligen Zuhörern an. Aber wovon sprachen wir? Ach so! Du tadeltest meinen Eisenbahnplan. Ich gebe zu, mich in der Person geirrt und dadurch ein Vergehen begangen zu haben, das momentan eine kleine Niederlage zur Folge hatte, aber nichtsdestoweniger soll für uns daraus der Vortheil eines Sieges erwachsen. Ich habe mich dadurch dem Engländer gegenüber in die richtige Position gesetzt und ihn erprobt und ihn durchschaut von Kopf zu Fuß, der Breite und der Tiefe nach — den kenne ich jetzt in- und auswendig, so daß ich selber völlig sicher bin.“

„Gut denn, wenn Du dem Maße und Gewichte nach ihn kennst, so schwanke nicht länger, sondern gehe direkt auf das Ziel los und bestimme ihm eine Summe, natürlich eine so große, als verständigerweise möglich, die dann der „Sesam thu dich auf“ zu den Büreaux der Behörden werden soll, in denen sich hoffentlich irgend ein Tauber, Blinder oder Lahmer finden wird, dem man die Augen öffnen, oder den man sonst heilen und brauchen und dann zum Teufel schicken kann, und sobald nur das Geld in unseren Händen ist, laß es dem Ordensnarren nicht am Bändchen fehlen. Für Dich

ist ja das Anfertigen eines Dokumentes mit all' den dazu gehörigen Staatssiegeln und Unterschriften ein wahres Kinderspiel."

„Fraglos, aber mit Herrn Jones läßt sich dergleichen nicht machen. Er ist zu schlau, und wir würden nie die Farbe seines Goldes zu sehen bekommen, wenn wir ihm nicht völlige Auskunft geben können über jedes Wie, Weshalb und Wer und Wen, das er zu wünschen verlangt; quibus auxiliis, cur, quomodo, quando? Unzulängliche Zeugnisse und Beweisführungen sind bei ihm nicht angebracht. Talent und Fleiß vermögen viel, aber doch nicht die Wirklichkeit zu ersetzen. Ich schmeichle mir, den Kardinal Antonelli, Seine Heiligkeit, ja Jeden nachahmen und Jeden darstellen zu können. In Mexiko, wo man keine Bischöfe hat, gab ich mich einmal für einen solchen aus und spielte meine Rolle so gut, daß ich nicht nur die Anderen, sondern schließlich mich selbst täuschte. Aber hier steht mir die lokale Färbung hindernd im Wege; ich kann mir weder den Palast auf dem Monte Cavallo borgen, noch bitten, mir den Vatikan leihweise zu überlassen, oder Besitz nehmen von der Dataria, oder könnte ich das?"

„Nicht leicht, in der That," antwortete der Cavaliere mit affektirtem Tone; „aber ich glaube, Du übertreibst die Schwierigkeiten, denn weise Lippen haben einst ausgesprochen, daß sich Alles überwinden lasse mit festem Willen, ja daß man ein Kameel verschlingen könne, wenn es uns hartnäckig das ersehnte Ziel versperrte."

„Das gebe ich zu, mein lieber Freund, aber keine Regel ohne Ausnahme. Du hast keine Ahnung, wie diese Insulaner oft ohne jede poetische Ader, was sie für matter-of-fact-Menschen sind. Traue meinem Scharfsinn, dieser Engländer wird uns viel zu schaffen machen. Wenn er überhaupt zu fangen ist, woran ich zweifle, so müßte das auf andere Art geschehen. Vielleicht ließe sich mit der Kunst etwas aufstellen, indem wir antike Geräthe oder fromme Bilder des Mittelalters an unsere Angel befestigten. Er hat weder Verständniß noch Interesse für Kunst, aber man kann ihm durch die Damen den nöthigen Enthusiasmus einflößen. Die Nichte, die übrigens ein Prachtweib ist, hat da so einen angehenden Maler um sich und scheint aufflammend wie ein Zündhölzchen. Sie könnte sich vielleicht verfangen in eine geschickt erfundene Geschichte von einem herabgekommenen Edelmann, der genöthigt ist, sich von dem letzten Rest einer einst fürstlichen Gallerie zu trennen, dem aber viel daran gelegen ist, die Sache geheim zu halten; darauf läßt man einige Liotellos und Lorenzo di Credis sehen; keinen Raphael und Correggio, das ist zu abgenutzt und verbraucht. Ich glaube wohl, daß man sie für eine derartige Geschichte gewinnen könnte."

„Sehr möglich," stimmte der Cavaliere bei, „wenn nur der junge Mancini nicht im Wege stände, der, wie ich höre, ein tüchtiger Künstler sein soll. Er steht mit allen Dreien, Onkel, Tante und Nichte, auf gutem Fuße,

und würde, von ihnen zu Rathe gezogen, unsere Mine springen lassen."

„Den grünen Jüngling unschädlich zu machen, übernehme ich," versicherte der Graf mit Bestimmtheit.

„Das ist leichter gesagt als gethan," antwortete der Cavaliere. „Der Maler hat etwas Stolzes und Unbeugsames in seiner Natur, das ihm das Ansehen eines Puritaners giebt. Ich entsinne mich außerdem, daß über ihn eine Geschichte in der Stadt zirkulirt, in der der Bischof Rodipani eine Rolle spielt und mit zu ihm gehört. Das Detail derselben ist mir nicht mehr gegenwärtig, aber so viel weiß ich jedenfalls, daß uns zu jenem Handel durch diesen Menschen wenig Hoffnung bleibt."

„Ja, ja, das ist wahr!" rief der Graf. „Und wenn ich nicht irre, so hat mir sogar Jemand gesagt, er sei der Neffe des Bischofs. Von wem habe ich das nur gehört? Es muß der Schurke mein verehrter Herr Bruder gewesen sein, und ich will mich bei ihm näher darnach erkundigen. Uebrigens, wer der Mancini auch immerhin sei, überlasse ihn getrost mir, ich bürge für diesen edeln Jüngling. Nichts ist leichter, als die großen Genies zu zähmen. Etwas Weihrauch unter die Nase gehalten, nur gerade genug, um die Sinne mit dem verführerischen Aroma der Schmeichelei zu betäuben, reicht nebst einigen ehrenvollen Bestellungen zu einem unfehlbaren Rezepte für solche Musensöhne hin. Und falls nöthig, werde ich ihm sogar einen Auftrag im Werthe von zehntausend Skudi geben."

„Was Deine Börse eben so wenig leeren wird," spottete der Cavaliere, „wie die zweihunderttausend Skudi, die Du heute Morgen aus freien Stücken in Aktien für die neue Eisenbahn anzulegen versprachst."

„War das nicht ein vortrefflicher Vorschlag?" lachte der Graf, dessen ganzes Gesicht bei dieser Frage von Schlauheit und Spitzbüberei zu leuchten schien.

„Du fängst wieder an Grimassen zu machen," erinnerte der Cavaliere. „So nimm Dich doch zusammen!"

„Ja, Du hast Recht. Es ist besser, auch wenn wir unter uns sind, die würdevolle Haltung unserer Rollen beizubehalten. Wovon sprachen wir? Aha, von den zweihunderttausend Skudi. Ein paar solch umfangreicher, inhaltschwerer, kühner Streiche sind von großem Effekt, bilden, wie ich es nenne, den großen Styl, in dem Michel Angelo mein Vorbild ist."

„Ich wünsche, Du hättest Dich selber in dem Augenblick sehen können. Du warst wirklich groß und schautest so ernst sinnend drein, als ob Du die ganze Summe bereits in der Tasche hättest."

„Und wußte auch in dem Augenblick nicht ganz gewiß, ob ich das Geld nicht wirklich schon besäße; darin liegt eben das Geheimniß meiner Superiorität. Man muß selber von einer Sache fest durchdrungen sein, wenn man auf Andere Eindruck machen und sie überzeugen will. Si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi, wie mein Lieblingsdichter es so schön ausdrückt. Willst Du schon fort?"

„Ich muß,“ antwortete der Cavaliere, seinen Hut suchend; „es ist neun Uhr, die Probe des Ballets wird bald zu Ende sein und Amina würde mir die Augen auskratzen, wenn ich sie nicht pünktlich aus dem Theater abholte.“

„Ach, die kleine Tänzerin!“ sagte der Graf mit einer Grimasse voll so verschmitztem Ausdruck, daß Worte sie nicht beschreiben können.

„Schon wieder Deine abscheulichen Grimassen! Du bist unverbesserlich!“ Und der Cavaliere blickte den Grafen unwillig und vorwurfsvoll an.

„Nun, sei nur nicht gleich so aufgebracht; der Gedanke an Deine kleine Tänzerin ließ mich meine Rolle vergessen. O Jugend! Einfältige Jugend! Hübschen Püppchen nachzujagen, wenn so bewährte Freunde, wie Montepulciano und Orvieto zum Bleiben einladen. So trinke doch noch ein Glas!“

„Nicht einen Tropfen mehr,“ antwortete der Cavaliere. „Ich habe genug getrunken, Du aber hast nie genug, und es ist merkwürdig, wie Du wieder eine Flasche nach der andern schlürfst, nachdem Du schon eine Flasche Sherry bei dem Engländer getrunken hast.“

„Gerade deshalb. Du hast mit Deiner Bemerkung Ursache und Folge getroffen,“ entgegnete der Graf. „Ich versuche die Säure von dem verfälschten Zeug, das uns Dein Freund kredenzte, durch diesen sanften, kühlenden und echten Rebensaft unserer toskanischen Berge wieder auszugleichen.“

Hierauf trennten sich die beiden würdigen Kameraden,

und zu derselben Zeit klopfte Paolo an die Thür seines Ateliers in der Via Svatina.

„Bist Du zu Hause, Salvator?"

„Ja, ich bin schon im Bett; komm herein, Freund!"

„Bleibe ruhig liegen, ich wollte Dir nur gestehen, daß ich gegen Jemand Groll im Herzen hege."

„Also wirklich?" rief die Stimme von innen. „Hurrah! Dann bist Du eifersüchtig!"

„Ich fürchte, daß dem so ist, und finde es durchaus nicht behaglich."

„Später wird sich das ändern und Deiner Liebe noch einen besondern Reiz verleihen. Und je eher, je besser, wie ich Dir das schon heute Morgen sagte."

„Ja, ja, es bleibt wahr, das alte Wort: Sind's Rosen und sie werden blühen. Gehe morgen früh nicht fort, ehe ich komme. Gute Nacht, Salvator."

„Gute Nacht, Telemach, und angenehme Träume."

Paolo ging erregten Gemüthes nach Hause, Salvator aber legte sich bequem in die Kissen und summte leise vor sich hin:

„Son geloso del zefiro amante,
Che ti scherza col crine e col velo,
Fin del sol che ti mira dal cielo,
Fin dell' onde che specchio ti fa."

Dreizehntes Kapitel.

Paolo, wesentlich erleichtert durch das Bekenntniß, das er sich selbst und seinem Freunde abgelegt, schlief die ganze Nacht hindurch vortrefflich und erwachte am folgenden Morgen guten Muthes. Sein erster Gedanke war, als er die Augen öffnete: „Also, du bist verliebt!“ Und er freute sich, diese verwickelte Frage endlich gelöst und alle und jeden Zweifel gehoben zu haben.

Mit Bewußtsein genoß er die Verwirklichung einer lang gehegten Sehnsucht; und wenn je ein Mann Grund hatte, dachte er, glücklich und stolz auf seine Wahl und seine Liebe zu sein, so war er der Mann. Er dankte Gott, ein so würdiges Objekt für sein Herz gefunden zu haben, daß er zuversichtlich glaubte, dies Heiligenbild und diese Anbetung würden, wie sie der ersten, so auch zugleich der letzten Liebe seines Lebens gelten, denn er fühlte sich der Geliebten mit jeder

Faser seines Herzens für immerdar verbunden. Wenn er aus dem richtigen Stoff gemacht, wenn er ein ganzer Mann wäre, und er hoffte, daß er es sei, dann war gerade sie die Frau, seine Eigenschaften an's Licht zu fördern. Wie ist sie doch so schön, so edeldenkend, so erfüllt von gesundem, großherzigem Streben! Wohin nur hatte sich Thornton's Scharfblick verirrt, daß er sie derart verkennen konnte? Aber, so tröstete er sich, der Tag kann nicht ausbleiben, an dem auch der Freund ihr gerecht werden müsse, und davon hielt Paolo sich überzeugt. Für ihn selber war sie jetzt schon Alles, sie war vom Schicksal bestimmt, seine Laura, seine Beatrice, seine Muse, seine —

Urplötzlich drängte sich das Bild des Cavaliere zwischen ihn und sie und machte dem Selbstgespräch ein Ende. Paolo aber war nicht in der Stimmung, sich durch irgend ein Hinderniß, welcher Art es auch sei, in seinem Gedankengange lange aufhalten zu lassen, und mit den Worten: „Möge der Cavaliere immerhin alle Künste aufbieten, ich meinerseits werde das Gleiche thun,“ hatte er bald wieder das Gespenst niedergekämpft. Wer durfte erwarten, einen solchen Preis zu erringen, ohne auf Mitbewerber und Nebenbuhler zu stoßen? Wer könnte sie sehen und sie nicht lieben? Selbst Thornton hatte den Zauber, der sie umgiebt, empfunden und anerkannt. Alles, was Paolo noch ersehnte und bedurfte, war ein Wort, nein, nur ein einziger Blick der Ermuthigung, und dann, dann wollte er den Kampf um sie aufnehmen mit einer ganzen Welt.

Und wer weiß, ob er nicht zu vorschnell der Visite jener beiden Fremden ein falsches Motiv zu Grunde gelegt und über seine abenteuerlichen Vermuthungen nach der Ankunft der beiden Damen, die er zu einer Sitzung bei sich erwartete, selber lachen werde. Wahrscheinlich geschähe doch Erwähnung der neuen Bekannten, und er erlange dann die gewünschte Aufklärung. Gedächten jedoch weder Tante noch Nichte der gestrigen Gäste, so wäre es ein übles Zeichen. Möge indeß das Schlimmste zum Schlimmen kommen, jedem Nebenbuhler werde er stehen.

Von diesen Gedanken erfüllt, erreichte Paolo sein Atelier in der Via Svatina, wo ihn der Freund seinem Worte getreu erwartete, während er sein Frühstück, das, wie immer, aus einem Weißbrode und gerösteten Kastanien bestand, verzehrte und dabei der vielen Sperlinge gedachte, denen er allmorgendlich von seinem Dachfenster aus Brosamen zu streuen pflegte und deren Loos heute Hunger und Enttäuschung war.

„Wie steht es mit Deinem Groll?" lautete Salvator's Morgengruß. „Ich hoffe, er hat nicht nachgelassen, ist vielmehr heftiger wie gestern."

„Nicht so intensiv wie gestern Abend," antwortete Paolo.

„Nun, das ändert und verstärkt sich wieder mit der Zeit, deshalb sei ohne Sorge, theurer Freund. Jarbas ist übrigens hier gewesen."

„Wer ist Jarbas?"

„Der Kaiser Soulouque, der schwarze Freund hat

ein Billet für Dich abgegeben. Ich erwarte eine Krisis."

Paolo ergriff den Brief, erbrach hastig das Siegel und las:

„Donnerstag Abend.

Frau Piper hat uns besiegt, wir sind mit Sturm genommen und müssen, uns ihr fügend, morgen mit nach Frascati gehen. In aller Frühe schon sollen wir Alle aufbrechen, aber nur drei Tage fortbleiben. Ich bin sehr desappointirt, daß meine Sitzung nun ausfallen muß, hoffe aber, daß wir Sie Montag Morgen wiedersehen. Bitte, kommen Sie nur jedenfalls.

In Eile die Ihre.

L. J."

„Sie ist fort!" rief Paolo niedergeschlagen.

„Fort?" wiederholte Salvator, erschreckt von seinem Sitze auffahrend.

„Ja, auf drei Tage nach Frascati gegangen," fügte Mancini hinzu.

„Gerechter Himmel, wie Du Einen erschreckst! Ich dachte, sie wäre für immer abgereist. Drei Tage ist weder zu lang noch zu kurz, gerade die richtige Zeit, um einen köstlichen Keim zur Entwickelung zu bringen."

„O, dessen bedarf es nicht mehr," versicherte Paolo. „Der Keim ist schon reif, ist vollen Wachsthums fähig!"

„Also wirklich?" versetzte Salvator. „Sagte ich Dir nicht, daß meist die Liebe schon als ein Faktum in uns

herrscht, wenn wir uns des Gefühls erst bewußt werden? Diese kurze Trennung schadet nichts; im Gegentheil wendet sich Alles zu Deinem Besten, wenn es Dir auch augenblicklich nicht angenehm erscheint. Denn heißt es nicht im Libretto: Da quel di che lei perduta, disperato in bando andai? Du wirst nur um so glücklicher sein, wenn sie zurückkehrt. Wie man in einer Winternacht das Bett doppelt genießt, wenn man aus demselben hat steigen müssen. Unterdeß kannst Du an sie denken und mir von ihr erzählen. Das wird Dir ein Trost sein."

Paolo genoß das Interregnum nicht. Sein Muth, seine Hoffnungen waren wieder geschwunden durch das Billet, und alle seine Zweifel und Befürchtungen bestürmten ihn auf's Neue. Wie gern er es sich auch ausreden wollte, und trotz der verschiedensten Einwendungen seines Freundes, verfolgte und quälte ihn doch der Gedanke, der abscheuliche Cavaliere gehöre zu der Partei der Frau Piper. „In aller Frühe schon sollen wir Alle aufbrechen." Das „wir Alle" ist ein zu elastischer Ausdruck. Es würde viel natürlicher gewesen sein, zu sagen: „der Onkel, die Tante und ich," wenn außer ihnen niemand Anders mitgegangen wäre. Zehn gegen eins, daß der Graf und der Cavaliere gerade hingekommen sind, als die geschäftige und zudringliche Frau Piper den Ausflug verabredet, und daß sie dieselben, als Italiener, um Rath und Auskunft und was dergleichen Unsinn mehr ist, befragt hat. Darauf wird dann Herr Jones die Gelegenheit er=

griffen haben, — natürlich nicht ohne stolz zu sein auf den glücklichen Gedanken — den Padre Nobile und seinen kleinen Satelliten gebeten zu haben, ihnen die Ehre ihrer Gesellschaft und den Vortheil ihrer Lokalkenntnisse bei diesem Ausflug zu gönnen. Und da man fraglos zwei Wagen nehmen würde, gab es auch Raum genug für die beiden Gäste. O der arme Paolo, er glaubte Alles, Alles zu errathen!

Das war die Schattenseite des Billets, aber auch die Lichtseite fehlte nicht, und Paolo weilte mit Entzücken auf derselben. Fräulein Lavinia, wiederholte er sich immer von Neuem, erwartet nicht viel Vergnügen von der Exkursion; — „Ich bin sehr desappointirt, daß meine Sitzung nun ausfallen muß.“ Geliebtes Wesen! Wie süß klang nicht auch die Versicherung, daß sie nur drei Tage fortbleiben würden. Denn diese Worte zeigten deutlich, daß ihr eine längere Abwesenheit nicht lieb gewesen wäre. Und gar der Schluß des Billets: „Bitte, kommen Sie nur jedenfalls“, ließen ihn hoffen, sie sei ungeduldig ihn wiederzusehen, kurz das ganze Schreiben war in der That freundlicher, als er es irgend erwarten durfte.

Paolo's äußeres Leben blieb trotz aller Gefühlsbewegung in dem gewohnten Gleise. Oft fühlte er Thornton's Blick auf sich ruhen, und er war deshalb auf seiner Hut, denn um keinen Preis der Welt wollte er den Freund errathen lassen, daß dessen Ahnungen sich bereits bestätigt, dessen Befürchtung eingetreten sei und der junge Künstler sich also im vollen Wider-

spruche mit seinen eigenen Behauptungen und Versicherungen befände. Er brachte wie gewöhnlich die halben Tage in seinem Atelier und bei der Arbeit zu, anscheinend heiter, scherzte mit seinen Kameraden, wenn sich Gelegenheit dafür bot, seine Gedanken aber weilten in der Ferne. In einem Punkte nur wagte er von seinen Gewohnheiten abzuweichen, und zwar indem er allabendlich einsam einen Spaziergang nach der Porta San Giovanni auf dem Wege nach Frascati unternahm.

Langsam, langsam schlichen die drei Tage vorüber, der Montag kam heran, aber ach! die ersehnte Lavinia brachte er nicht. Frau Piper hatte, wie Frau Jones Paolo mündlich berichtete, die Nichte überredet, noch einige Tage länger fortzubleiben. Es seien noch mehrere interessante Punkte zu besichtigen gewesen, und außerdem habe das schöne Wetter verlockt, desselben auf dem Lande froh zu werden. Mit trauriger Miene stimmte Paolo Allem was er hörte bei, hinzufügend, daß Fräulein Jones ganz recht thäte, die Gelegenheit wahrzunehmen, um in so angenehmer Gesellschaft die Gegend zu durchstreifen.

Hierauf gestand Frau Jones, sie glaube nicht, daß ihre Nichte gerade besonders gern mit Herrn und Frau Piper zusammen sei; wenigstens stimmten Lavinia und Frau Piper in vielen Punkten nicht überein. Paolo athmete auf und sein Mißmuth über das längere Ausbleiben des Fräulein Jones wurde wesentlich verringert durch die Gewißheit, daß weder der Graf noch der

Cavaliere von der Partie seien. Glücklicherweise wächst in dieser Welt das Ampferkraut nicht weit von der Nessel. Frau Jones hatte unbewußt seinen Gedanken den Stachel entrissen. Das war freilich eine große Erleichterung für ihn, aber deshalb war er mit seinen Skrupeln noch nicht zu Ende, denn jetzt machte er sich abermals die bittersten Vorwürfe, Fräulein Jones' Billet ungerecht beurtheilt zu haben. Er freute sich, daß sie die ausgefallene Sitzung, derenthalben sie desappointirt war, sich nicht zu sehr zu Herzen genommen hatte und sich den Verhältnissen anzupassen wußte. Weshalb sollte sie denn auch ungeduldig sein, zurückzukehren? Seinetwegen etwa? Welch' sonderbare Idee! Was kümmerte sie sich um ihn? Lontano dagli occhi, lontano dal cuore — ja, in Wahrheit, aus den Augen aus dem Sinn, denn Sprichwörter sind recht eigentlich die konzentrirten Erfahrungssätze der Völker.

Nachdem Paolo solcherweise mit sich selbst fertig geworden, schlug er beruhigt wieder seinen Abendweg nach der Porta San Giovanni ein, dieses Mal jedoch nicht allein wie sonst, vielmehr von Salvator begleitet, der ihm Trostgründe in allen Melodien und aus allen erdenklichen Opern vorsang. Wieder begann Paolo die Tage der Trennung zu zählen, und ach, es waren deren noch viele! Eins, zwei, drei, vier, fünf und sechs — endlich am siebenten Tage kehrte sie zurück, blühend und strahlend wie eine Königin und voll Entzücken über Belvedere, Tusculum, Villa Ruffinella,

Grotta Ferrata, die Fresken des Dominichino, kurz voll Entzücken über Alles, was sie gesehen hatte.

Kein Zug, kein Wort, kein Blick verrieth, daß ihr die Zeit der Abwesenheit schwer gefallen. Aber Paolo konnte ihr trotzdem nicht zürnen. Denn wie herzlich bot sie ihm nicht die Hand zum Gruße, wie ehrlich gestand sie nicht, daß sie ihn aufrichtig vermißt habe, als sie vor den prachtvollen Fresken der Grotta Ferrata gestanden, in einem Tone, an dem er nicht zweifeln konnte, hinzufügend, daß sie sich aufrichtig freue, wieder zurück zu sein und ihre Sitzungen wieder aufzunehmen. Dann fragte sie, ob es ihm morgen passen würde? Sie sei so begierig, ihn wieder bei der Arbeit zu sehen. Paolo schwamm in einem Meer von Seligkeit.

Fräulein Jones saß unserm Freunde an den folgenden Tagen viele Stunden lang, der begeisterte Künstler war in bestem Zuge und das Portrait wuchs mächtig unter seinen Händen. Das junge Mädchen erzählte ihm ausführlich von den Eindrücken, die sie durch Natur und Kunst auf ihrem Ausfluge empfangen, und Paolo begriff jetzt vollkommen, daß mit solchen Augen und solcher Seele, die wie die ihren geschaffen schienen das Schöne in jeder Form in sich aufzunehmen, ihr die Zeit in Frascati nicht lang geworden war. Im Laufe der Unterhaltung erwähnte Lavinia auch des Grafen und des Cavaliere, und des Letzteren mit so anbetungswürdiger Gleichgültigkeit, daß Paolo's Herz ganz gerührt davon wurde. Nie war Lavinia gesprächiger, mittheilender und vertraulicher gegen ihn ge-

wesen, und auch Frau Jones, die dem jungen Künstler stets Güte und Wohlwollen bewiesen, schien jetzt eine wahrhaft mütterliche Fürsorge, fast müßte man sagen, mütterliche Zärtlichkeit für ihn zu empfinden. Es war, als ob durch die Trennung die Freundschaft der beiden Damen für ihn in ein neues Stadium getreten und intimer geworden wäre. Natürlich entfalteten bei solch' freundlichem Entgegenkommen, bei solch' anregendem Verkehr sich alle liebenswürdigen Eigenschaften Paolo's, und die Zartheit seines Wesens verfehlte nicht, die Damen doppelt für ihn einzunehmen.

Als dieselben nach Beendigung der zweiten Sitzung sich von Paolo verabschiedeten, bat ihn Frau Jones, sich für den folgenden Sonnabend freizuhalten und mit ihnen zu diniren. Er werde, fügte sie hinzu, noch eine Einladung in aller Form Rechtens erhalten, aber sie habe ihn selber bitten und ihm im Voraus sagen wollen, daß er nicht ablehnen dürfe. Paolo's erster Gedanke war trotzdem, die Aufforderung zurückzuweisen; da aber Fräulein Jones versicherte, daß es ein Diner sans façon, von nur wenigen Freunden sein werde und daß sie keine Entschuldigung gelten lasse, blieb Paolo keine Wahl, er mußte sich ergeben. Hätte sie ihm aufgetragen, das Kastell Sant Angelo allein und eigenhändig zu erstürmen, so würde er ihr auch gehorcht und den Versuch gemacht haben.

Wir müssen, um unsere Leser nicht etwa irre zu leiten, eines Umstandes erwähnen, der nicht ohne Einfluß war auf die besondere Freundlichkeit und die

große Zuvorkommenheit der Damen gegen den jungen Künstler. Zwar wollen wir keineswegs in Abrede stellen, daß das Wiedersehen eines gefälligen, lieben Bekannten die Theilnahme an demselben ein- für allemal steigert, aber wir müssen hinzufügen, daß in diesem Falle noch andere Ursachen mitwirkten. Paolo war nämlich der Gegenstand eines verdrießlichen häuslichen Streites gewesen, der nur dazu beigetragen hatte, Tante und Nichte noch mehr für ihn einzunehmen, wie das stets der Fall ist bei großmüthigen Naturen, die einen Freund unterschätzt und ungerecht behandelt sehen.

Nachdem Herr Jones sein Haus nach seinem Geschmack hatte einrichten lassen, beschloß er in seiner hohen Weisheit, der Gesellschaft Roms zu zeigen, wer er sei und was er zu leisten im Stande wäre. Um solch' feierlichen Gesellschaftsakt zu Wege zu bringen, setzte er eine Liste seiner ausgezeichnetsten und vornehmsten Bekannten auf und übergab sie der Frau Jones mit dem Bemerken, daß für diese Herrschaften Einladungskarten zu einem Diner für den nächst möglichen Tag umhergeschickt werden sollten. Der Graf und der Cavaliere, wie es ihrem Range zukam, figurirten an der Spitze der Liste, auf der außerdem Herr und Frau Piper, Herr Thornton und auch der Kapitän Paddock mit Frau und Sohn zu finden waren, die Herr Piper kürzlich bei der Familie Jones eingeführt hatte.

„Du hast Signor Mancini vergessen," bemerkte unbefangen Frau Jones.

„Wen? Den Zeichenlehrer?" entgegnete der Gatte. „Den werde ich doch nicht mit solchen Leuten einladen?"

Lavinia, die daneben stand, beschäftigt, Blumen für eine Vase zu ordnen, erröthete bei des Onkels Worten und sagte in ihrer ehrlich offenen Weise: „Ich habe Dir schon mehrfach wiederholt, daß Signor Mancini kein Zeichenlehrer, sondern ein Gentleman und berühmter Künstler ist, der mir aus reiner Güte Rath und Hülfe angedeihen läßt bei meinen Arbeiten. Er ist ein durch und durch gebildeter, vornehmer Mann und kann sich mit jeder der Personen messen, die Du einzuladen beabsichtigst."

„Wenn er wirklich ein vornehmer Mann ist," sagte Herr Jones, „so fehlen ihm jedenfalls die Manieren eines solchen, insofern Du mir zugestehst, ein Urtheil darüber zu haben. Vor Allem bin ich Herr in meinem Hause und kann meine Gäste frei wählen."

„Ohne Zweifel," antwortete Lavinia, sich stolz aufrichtend, „hast Du in diesem Falle die wenig neidenswerthe Macht, einen Mann, der uns nur Güte und Zuvorkommenheit bewiesen, eine unverdiente Beleidigung zuzufügen; aber erwarte nicht, daß ich mich zur Mitschuldigen in einer Sache mache, die ich als ein Unrecht betrachte. Ich werde an der Gesellschaft nicht theilnehmen, falls Signor Mancini nicht eingeladen wird." Mit diesen Worten verließ Fräulein Lavinia,

den Kopf bedeutungsvoll zurückwerfend, schnell das Zimmer.

Diese Scene hatte nach dem Frühstück und zwar an dem Tage nach Lavinia's Rückkehr von Frascati gespielt vor der Sitzung, deren wir bereits erwähnten, und die Tante wie Lavinia fühlten sich noch unter dem schmerzlichen Eindruck, als sie das Atelier Paolo's erreichten, dem sie, durch besondere Güte für die ihm zugedachte Kränkung, gleichsam Abbitte thun wollten.

Herrn Jones' Zorn hatte keine weiteren Folgen, denn wie auffahrend und hart er auch oft auftrat, so war ihm seine Nichte doch überlegen, und ihr Muth und ihre Enschlossenheit übten großen Einfluß auf ihn aus, ja, schüchterten ihn nicht selten ein. So trug denn auch, unter den Einladungskarten, welche am folgenden Morgen auf dem Tische lagen, eine die Adresse des Signor Mancini. Hierauf erfolgte eine stillschweigende Versöhnung zwischen Onkel und Nichte, und nach diesem Friedensschlusse lud Frau Jones persönlich unsern jungen Künstler zu dem Diner ein, oder richtiger, bereitete ihn, wie wir bereits gehört haben, auf die Einladung vor.

Paolo's Muth sank, als am Nachmittage des zweiten Tages, an dem Lavinia ihm gesessen hatte, der schwarze Cäsar in seine Wohnung in der Via Babuino eine riesige Depesche mit riesigem Siegel brachte, welche die verkündete Einladung enthielt, mit der obligaten Bitte um Antwort. Dieses ganze unnütze Wesen, — wir bitten den Ausdruck zu verzeihen, welcher nicht

uns, sondern dem jungen Römer zur Last fällt, dem die gentilen Formen der Gesellschaft völlig fremd waren — also dieses ganze unnütze Wesen erweckte in ihm schwere Ahnungen in Betreff des Familien-Diners sans façon, und Thornton, der mit einem eben so großen Couvert in der Hand in das Zimmer trat, bestätigte sofort Paolo's schlimme Ahnungen, indem er sagte:

„Das scheint ja eine Staatsaktion zu werden, nach dem großen avant courier zu urtheilen. Werden Sie die Einladung annehmen?"

„Ich muß," antwortete Paolo, „ich versprach es den Damen. Hoffentlich kommen Sie doch auch hin?"

„Gewiß nicht," lautete die Entgegnung; „ich habe mich nicht in Rom niedergelassen, um mit englischen Diners gequält zu werden. Aber ich wünsche Ihnen viel Plaisir dazu."

Paolo schwieg und man erwähnte der fatalen Sache augenblicklich nicht weiter. Nach Tische dankte er in wenigen Zeilen für die Aufforderung, der er mit Vergnügen Folge leisten werde, und nahm das Billet mit sich, um es auf seinem Spaziergange selbst in dem Palazzo Morlacchi einzureichen. Aber wem sollte er auf der Schwelle der Hausthür begegnen! Dem kleinen Salvator, der wie im Rausche, in gehobenster Stimmung auf ihn zustürzte. Der sanguinische kleine Maler hatte eine frohe Botschaft auf dem Herzen, die er seinem Freunde mit großer Lebhaftigkeit und unter Einschaltung verschiedenster Bruchstücke aus Lie-

dern und Arien mittheilte, während die beiden Freunde Arm in Arm den Korso hinuntergingen.

Die günstigen Nachrichten betrafen hauptsächlich Salvator's Braut, Clelia. Vor einigen Tagen hatte diese einen längeren Weg zu machen gehabt, jenseits der Porta del Popolo, um Guipürspitzen, die sie ausgebessert, wegzutragen. Sie war nämlich äußerst geschickt in Handarbeiten, stickte vortrefflich und verstand die feinsten Stickereien und Spitzen auszubessern, was ihr zu einem zweiten Erwerbszweig wurde, wenn sie keine Kameen zu schneiden hatte. Da die Sonne an jenem Tage heiß brannte und Clelia sich ermüdet fühlte, setzte sie sich am Wege nieder, um auszuruhen, als eine Dame zu Pferde, von ihrem Stallknecht begleitet, in vollem Galopp herangesprengt kam. An der rothen Jacke, die sie trug, erkannte Clelia sie als die fremde Marquise, deren auffallendes Kostüm ihr den Beinamen der Cardinalesse zugezogen hatte. Andere nannten sie die neue Penthesilea, weil man sie ewig reiten und kutschiren sah. Während Clelia die Reiterin mit nicht geringer Neugierde betrachtete, hielt diese plötzlich ihr Pferd an und ritt dicht an das Mädchen heran.

„Sind Sie krank?“ fragte sie theilnehmend.

„Nein, gnädige Frau, ich danke Ihnen sehr für Ihre Güte, ich ruhe mich nur aus,“ antwortete Clelia, aufstehend.

„Setzen Sie sich doch wieder,“ bat die Dame; „denn Sie sind wohl unglücklich?“

„Nein, durchaus nicht, gnädige Frau," versetzte Clelia lächelnd, die noch immer neben der Reiterin stand.

„Hörten Sie nicht, daß ich Sie setzen hieß?" rief die Reiterin plötzlich mit Heftigkeit. Clelia willfahrte ihr. „Leben Sie von Ihrer Hände Arbeit?" fragte darauf die Fremde in ruhigem Tone.

Clelia antwortete bejahend.

„Und was arbeiten Sie?"

„Ich schneide Kameen; wenn ich aber keine derartige Beschäftigung finde, so bessere ich Spitzen aus und mache Mullstickereien."

„Haben Sie gegenwärtig viel Arbeit?"

„Nein, nicht besonders viel," entgegnete die Italienerin zögernd.

„Nun, dann kommen Sie morgen um zwölf Uhr in die Villa Torralba, wo Sie vollauf Arbeit finden werden. Fragen Sie nur nach der Marquise Delfungo y Arcos — aber vergessen Sie den Namen nicht."

Mit diesen Worten warf die Marquise ihr Pferd herum und jagte im Galopp davon; plötzlich aber zog sie von Neuem die Zügel scharf an, und sofort stand das Pferd still wie eine Mauer. Clelia war entzückt über die Intelligenz des prachtvollen Thieres, das sich ganz den Launen seiner Herrin anpaßte.

„Damit Sie sicher Zutritt bei mir finden," rief die Marquise, „schicken Sie dies durch einen meiner

Diener hinein," und schnell wie der Wind war sie wieder verschwunden.

Clelia erhob sich, um den Gegenstand aufzuheben, den die fremde Dame ihr zugeworfen hatte. Es war ein Ring mit einem großen Rubin in Brillanten gefaßt und allem Anschein nach von großem Werth. Clelia traute kaum ihren eigenen Augen. Wie eine Fee aus den Märchen, die Diamanten auf ihrem Wege streut, war sie ihr vorgekommen. Doch statt allen Grübelns galt es, das ihr anvertraute kostbare Gut sicher aufzuheben, und deshalb zog sie den Ring auf ihren Finger, worauf sie die Hand fest schloß, damit sie den Ring bei Leibe nicht verlieren könne. Schnell trat sie ihren Rückweg an, die ganze Nacht aber that sie kein Auge zu, so schwer lastete die Sorge um das fremde Kleinod auf ihrer Seele.

Am folgenden Vormittag ging sie nach der Villa Torralba, fand es aber nicht leicht, bei der Marquise vorgelassen zu werden. Nicht etwa, daß es an männlicher oder weiblicher Dienerschaft gefehlt hätte die Bestellung auszurichten, denn es wimmelte förmlich im Garten, auf den Treppen und in der Vorhalle von Dienern und Mädchen, aber Niemand hatte ein Auge für das, was um ihn her vorging. Jeder ging nur seinem eigenen Geschäfte nach, das im Nichtsthun zu bestehen schien. Endlich gelang es Clelia, die Aufmerksamkeit einer älteren Frau zu gewinnen, auf welche der Talisman, den die Römerin ihr darreichte, nicht ohne Wir=

kung blieb und der ihr nach einer kleinen Weile die Thüren zu der Feenkönigin erschloß.

Clelia wurde in ein geräumiges Gemach geführt, in dem sich drei große marmorne Badewannen in einer der Wände befanden. Zwei Frauen waren eifrig beschäftigt mit dem Baden, Abtrocknen und Kämmen vieler Schooßhunde von verschiedenster Race und Farbe, deren größere Anzahl mit exemplarischer Ruhe ihrem Baden entgegensahen.

Die Marquise Delfungo y Arcos lag in einem Negligé, welches sich bis auf ihr Haar erstreckte, das ungekämmt nur schnell hinter die Ohren gestrichen war, wie eine Schnecke zusammengekauert auf einem rothen Sammetdivan, von dem aus sie den feierlichen Akt beaufsichtigen konnte. In jenem Augenblick wandte sie indeß ihre ganze Aufmerksamkeit einem reizenden Wachtelhündchen zu, das, seine Vorderpfoten auf dem Divan ruhend, aus einer Tasse von erlesenem Porzellan trank, welche die Marquise ihm selber hinhielt.

In das Zimmer tretend, hatte Clelia sich vor der Dame des Hauses verbeugt, die aber weder sie noch ihre Verbeugung beachtete, weshalb Clelia an der Thür stehen blieb, abzuwarten, bis es der Dame belieben werde, sie zu bemerken. Unterdeß dachte die junge Römerin, welch anmuthiges Bild für einen Kamee in dieser Stellung die reizende kleine Gestalt wäre, mit ihren schmalen Händen und den zierlichen Füßen, die in rothen mit Gold gestickten Pantöffelchen steckten, und

wie trefflich die Draperie des losen, weiten Kaschmirgewandes, das sie umgab, zu der Erscheinung stimmte.

Die Marquise schien noch immer für nichts ein Auge zu haben, als für den Wachtelhund, den sie liebkoste.

„Trinke Manuelito, mein Liebling, es wird dir gut thun. Mein armer Manuelito ist ja fiebernd; aber Manuelito muß wieder ganz gesund werden, sonst kann er sein schönes Bad nicht haben.“ Und als Antwort schnupperte und schnaufte das kleine Vieh und scharrte und kratzte, um auf den Sammetdivan hinauf zu gelangen.

Plötzlich sich an Clelia wendend, fragte die Dame: „Wie heißen Sie?“

„Clelia, gnädige Frau.“

„Sehr gut, das gefällt mir. Es liegt sehr viel in einem Namen, obgleich die Menschen das nicht zugeben wollen. Nun rathen Sie einmal, wie ich heiße. Es ist derselbe Name, den eine Ihrer römischen Heldinnen trug.“

„Ist es Cornelia?“ fragte Clelia. Die Marquise schüttelte verneinend mit dem Kopfe. „Virginia?“

„Ja, Virginia — wie gescheidt Sie sind!“ rief die Marquise vergnügt. „Aber rühren Sie den Manuelito nicht an, er wird Sie beißen.“

„Ich fürchte mich nicht vor ihm,“ entgegnete Clelia. „Manuelito scheint nicht so böse, sehen Sie, gnädige Frau,“ und dabei streichelte und liebkoste sie den Hund,

der, nachdem er seine Medizin hinuntergeschluckt hatte, um die Fremde schnuppernd herumging.

„Wie wunderbar!“ rief die Fee voll freudigen Staunens. „Manuelito fällt sonst Jeden an, mich ausgenommen. Sie müssen einen besondern Zauber besitzen, wie einzelne unserer Neger in der Havanna, die wirklich Zauberer sind.“

„Falls ich eine derartige Gabe besitze, so wäre das unbewußt, denn ich habe sie nie zuvor an mir entdeckt,“ erwiederte Clelia.

Die vornehme Kreolin schloß darauf die Augen, als ob sie ermüdet sei von der Anstrengung. Plötzlich aber, als ob ihr etwas einfiele, öffnete sie sie wieder und fragte: „Weshalb brachten Sie meinen Ring wieder?“

„Weshalb ich ihn wiederbrachte?“ wiederholte Clelia; „weil er Ihnen gehört, Frau Marquise.“

„Haben Sie eine Vorstellung von seinem Werthe?“

„Ich glaube ja; die meisten unserer Juweliere, bei denen ich meine Kameen verkaufe, handeln auch mit Edelsteinen, und dadurch habe ich ungefähr den Werth derselben kennen gelernt.“

„Nun, wie hoch schätzen Sie den Ring?“

„Etwa drei- bis vierhundert Skudi.“

„Halten Sie vierhundert Skudi für eine große Summe?“

„Für ein Vermögen,“ lautete die Antwort.

„Und Sie fühlten sich nicht versucht, den Ring zu behalten?“

„Versucht? Wie soll ich das verstehen? Der Ring gehört mir ja nicht," entgegnete Clelia.

„Sie sind ein merkwürdiges Mädchen," rief die Kreolin, „und gefielen mir gleich, als ich Ihnen begegnete, und ich gab Ihnen den Ring nur, um Sie zu prüfen," fügte sie heiter lachend hinzu.

Dabei schien sie sich des Scherzes, den sie mit Clelia getrieben, um diese in Versuchung zu führen, wahrhaft zu freuen, und zwar in so kindlicher Weise, daß Clelia sich dadurch nicht beleidigt fühlen konnte, sondern sich mit der Frage begnügte:

„Und was nun, da Sie mich auf die Probe gestellt haben?"

„Nun werde ich Sie zu meiner Freundin machen," war die schnelle Antwort.

„Sie sind sehr gütig, an einen solchen Schritt zu denken," versicherte die bescheidene und kluge Römerin; „aber unsere gesellschaftliche Stellung ist so verschieden —"

„Das hat nichts auf sich," unterbrach die Marquise. „Sie werden sich selbst davon überzeugen. Jedenfalls müssen Sie bei mir bleiben."

„Das werde ich gern thun, wenn ich Ihnen nützlich sein kann, das heißt, wenn Sie mir Arbeit, eine bestimmte Beschäftigung geben."

„Mir gefällt Ihre Sprechweise — Sie können mich unterhalten, wenn ich Lust dazu verspüre," sagte die vornehme Frau.

„Das würde ein angenehmer Posten sein," bemerkte

Clelia; „aber wenn ich Ihr Brod essen soll, muß ich mir eine reellere Beschäftigung als bloßes Plaudern ausbitten. Vielleicht haben Sie Spitzen auszubessern, Wäsche in Ordnung zu bringen, zu bügeln oder sonst etwas der Art für mich zu thun?"

Die Marquise befahl einer der Dienerinnen, Pepita zu rufen. Pepita, die sich lange Zeit ließ, ehe sie endlich erschien — sich Zeit lassen war die Parole in dem Hause der Marquise Delfungo y Arcos — Pepita also war eine dicke ältliche Mulattin mit einem eigenthümlich großen gelben Turban und gutmüthig einnehmendem Ausdruck. Nachdem eine kurze Berathung zwischen der Herrin und ihr stattgefunden hatte, führte der gelbe Turban Clelia in ein kleines, von dem Badezimmer nicht fern abgelegenes Stübchen, wo Clelia Berge der verschiedensten Wäsche aufgehäuft fand, die sie durchsehen und sortiren, kurz mit der sie, nach Pepita's Instruktion, frei schalten und walten sollte.

Und hiermit war Clelia in der Villa Torralba installirt, wo sie ihre Tage mit Nähen, Ausbessern, Zuschneiden und Bügeln nach Herzenswunsch zubrachte, außer wenn ihre Herrin sie rufen ließ oder, was noch öfter geschah, selber in das kleine Arbeitsstübchen kam, um mit Clelia zu plaudern. Jeden Abend aber ging die junge Römerin, wie sie ausdrücklich abgemacht hatte, zu sich nach Hause.

Eine herablassendere, gutmüthigere, freilich aber auch excentrischere Beschützerin als die Marquise hätte

Clelia nie finden können. Sie selber brachte ihr oft Chokolade und Kuchen, machte ihr fast täglich Geschenke, sprach ihr von ihren schwersten Sorgen — das heißt, von Manuelito's Unwohlsein, — zeigte sich ihr in ihren Diamanten und Ballkleidern, und nur zuweilen erschreckte sie das junge Mädchen durch Fragen sonderbarster Art, wie zum Beispiel:

„Haben Sie einen Liebhaber?"

„Ja," antwortete Clelia erröthend; „falls Sie unter einem Liebhaber einen Bräutigam verstehen, den ich heirathen werde, sobald unsere Mittel es erlauben."

„Ist er hübsch und hat er schwarze Augen und schwarzes Haar?"

„Nein, durchaus nicht," sagte Clelia lächelnd; „er ist klein, hat helles Haar und graue Augen."

„Dann können Sie ihn auch nicht lieben."

„Gewiß, ich liebe ihn sehr," versicherte Clelia, „und ich liebe ihn wie er eben ist."

„Ist er reich?" fragte die Marquise weiter.

„O nein! Arm wie eine Maus, und gerade deshalb liebe ich ihn um so mehr."

„Sie sind das seltsamste Mädchen, das mir je vorgekommen!" rief die Kreolin erstaunt. „Einen Mann zu lieben, weil er nicht hübsch und arm ist."

„Armuth hat ihren Reiz für uns Arme," entgegnete die Römerin, „denn sie erzählt uns von Arbeit, Selbstverleugnung und Leiden und erweckt in uns Sympathie für die Gleichgestellten."

Die Marquise, sichtlich nachdenkend, schwieg eine Weile, dann fragte sie:

„Was ist Ihr Bräutigam?"

„Er ist Landschaftsmaler," antwortete Clelia.

„Glauben Sie, daß er Theaterdekorationen malen könnte?"

„Zweifellos und sogar sehr gut," erwiederte die Braut, und mit gewissem Stolz fügte sie hinzu: „Er ist sehr talentvoll."

„Dann werde ich ihn wohl beschäftigen können. Ich beabsichtige ein Privattheater einzurichten, und da brauche ich Jemand, der die Dekorationen malt. Sie müssen ihn einmal herbringen — den Tag werde ich noch bestimmen."

Das waren die Mittheilungen, die Salvator seinem Freunde machte, und hierauf baute die lebhafte Phantasie des kleinen Malers bereits den Tempel des Glückes für Clelia und sich.

Vierzehntes Kapitel.

Weil Herr Jones ein Ausländer und überdies ein steifer Engländer war, glaubte Paolo für das bevorstehende Diner sich den Ansprüchen seines Gastgebers fügen und wenigstens für dies eine Mal der gewohnten Schlichtheit seines Anzuges entsagen zu müssen. Er kaufte sich daher eine schwarze Atlaskravatte und ein Paar hellbraune Handschuhe, und gedachte mit Schauder des Augenblickes, an dem er diesen Putz werde anlegen müssen, jedoch nicht, ohne der stillen Hoffnung Raum zu gönnen, es könne noch etwas dazwischen kommen und das Diner abgesagt werden. Aber die Tage flossen ruhig dahin und der Sonnabend kam heran, ohne ihm die ersehnte Erlösung zu bringen und ihm blieb nichts übrig, als sich anzukleiden und nach dem Palazzo Morlacchi zu gehen.

Die Aufregung, in der er am Vormittag seiner ersten Visite diesen Palast betreten hatte, war ein

Kinderspiel im Vergleich zu der Unruhe und Befangenheit, die ihn nun quälten. Bald fürchtete er zu elegant, bald zu einfach, bald zu früh, bald zu spät zu sein. Kurz, der Zustand der Ungewißheit und des Zweifels ward so unerträglich, daß es ihm wie eine Erleichterung schien, an die Hausthür klopfend, sich über Hals und Kopf in das Unvermeidliche zu stürzen. Der Ausdruck des ihm unbekannten Dieners, der sofort die Thür öffnete, war nicht ermuthigend, denn sein Blick verrieth nur zu deutlich, daß es nach seiner Ansicht für solchen Gast nicht der Eile bedurft hätte. Noch mit diesem Eindruck beschäftigt, drang sich ihm die Frage auf, ob er seinen Hut in dem Vorzimmer lassen oder mit in den Salon nehmen solle. Er erinnerte sich, einer Diskussion über diese Frage einmal beigewohnt zu haben, wie sie aber schließlich entschieden worden, davon hatte er nicht mehr die geringste Ahnung. Glücklicherweise blieb ihm keine Zeit mehr zum Grübeln, denn er mußte dem Diner folgen, und that es mit dem Hut in der Hand. Uebrigens ist ein Hut für Menschen von Paolo's Schlage ein köstlicher Halt; er ist mehr als ein Stützpunkt, fast ein Beschützer, ja wie ein Freund.

Paolo besaß die Gabe schnellen Sehens und erfaßte mit einem Blick sowohl das Detail, als das Ganze eines Tableau vivants. Das ist aber für den Blöden eine traurige Eigenschaft, weil ihm durch die Klarheit seiner Wahrnehmungen sofort die vielen Schwierigkeiten einleuchten, die er zu überwinden hat, was

ihn noch ängstlicher und befangener macht. Wohingegen Menschen, die kaum über ihre Nasenspitze hinwegzusehen vermögen, an Freund und Feind gleichgültig vorübereilen, oft irrthümlich erst mehrere Damen als Wirthin begrüßen, ehe sie zu derselben gelangt, und sich dieser gewöhnlich in dem unpassendsten Momente vorstellen, ohne in ihrer unerschütterlichen Selbstzufriedenheit gestört zu werden, da sie weder eine Ahnung besitzen von ihren vielen Verstößen, noch von der Wirkung derselben auf Andere.

Als Paolo in den Salon trat, fand er, Herrn Jones eingerechnet, nur sechs Herren in demselben vor, die alle weiße Kravatten und weiße Handschuhe trugen. Das erschreckte unsern jungen Künstler aber nicht, weil er es erwartet hatte, dagegen überflog ihn eine leichte Röthe, als er entdeckte, der Einzige zu sein, der seinen Hut in der Hand hielt. Sollte er ihn gleich in einen Winkel stellen, oder eine günstigere Gelegenheit abwarten, um sich von der Last zu befreien? Vor Allem galt es, sich an den Hausherrn zu wenden und ihm guten Tag zu bieten. Das war aber nicht so leicht gethan, als gedacht. Herr Jones stand an den Kaminsims gelehnt, mit dem Rücken gegen die Stubenthür gewandt, und war so vertieft in ein Gespräch mit seinem vis-à-vis, daß er allem Anscheine nach die Anmeldung des Signor Mancini nicht gehört hatte.

Paolo war aber zu bescheiden, um sich dem Wirthe mit seiner Begrüßung während einer lebhaften Unterhaltung aufzudrängen. Er faßte daher nach langer

Ueberlegung den Entschluß, sich in die Nähe des Herrn Jones zu begeben und ruhig abzuwarten, bis er sich vorstellen dürfe. Aber in diesem kritischen Moment wandte Herr Jones sich um, erblickte den neuen Gast, und denselben leicht mit der Hand grüßend, fuhr er ungestört in seiner Unterhaltung fort. Paolo wurde durch dieses Benehmen in große Verlegenheit versetzt; denn plötzlich zwischen Thür und Kamin zum Stillstand gebracht, wußte er nicht, was er zunächst thun sollte, und fühlte sich deshalb äußerst unbehaglich.

Ein Freund in der Noth ist uns ein wahrer Freund und als solcher bewies sich dem jungen Künstler der Graf Fortiguerra in diesem peinlichen Augenblick. Der Graf schritt majestätisch auf Paolo zu, begrüßte ihn mit freundlicher Herablassung, und Paolo war überaus dankbar für diese zeitgemäße Hülfe und nahm des Grafen huldreiches Entgegenkommen wärmer auf, als er es sonst gethan haben würde. Fortiguerra sprach lebhaft den Wunsch aus, die nähere Bekanntschaft eines so berühmten Künstlers zu machen, der dem Vaterlande zur Ehre gereiche. Gerade gestern habe sein erlauchter Freund, der Prinz Torlonia, ihn durch seinen Palast geführt und ihn aufmerksam gemacht auf die schönen Fresken des Signor Mancini, die auch freilich nach seiner unmaßgeblichen Ansicht Meisterstücke seien, wobei der Graf hinzufügte, daß er die Schwäche habe, sich ein wenig für einen Kenner zu halten. Er besitze selbst eine kleine Gallerie und würde stolz sein und sich glücklich schätzen, wenn Signor Mancini Zeit und

Neigung hätte, die Sammlung mit einem Werke seines Pinsels schmücken zu wollen.

Der Graf war stets ein lauter und eifriger Sprecher, und in diesem Falle kam es ihm eigens darauf an, nicht nur von Paolo gehört zu werden. Was nun auch immerhin des hochgestellten Mannes eigentliche Absicht bei dieser Unterredung gewesen sein mochte, jedenfalls bewirkten des Grafen auffälliges Entgegenkommen und seine leutselige Freundlichkeit eine große Veränderung in der augenblicklichen Stellung des jungen Römers. Gerade wie einzelne Tröpfchen auf einer Glasscheibe sich allmählich zu einem großen Tropfen bilden, so fanden sich nach und nach der Cavaliere, Herr Piper und der junge Herr Paddock an der Stelle zusammen, wo der Graf und sein Schützling standen, und sie kamen noch zu rechter Zeit, um anzuhören, wie Paolo sein Bedauern aussprach, des Grafen gütiges Anerbieten nicht annehmen zu können, da er gegenwärtig zu beschäftigt sei. Selbst Herr Jones und der Kapitän Paddock gesellten sich in staunenswerther Herablassung jenem Kreise zu und hatten freundlich schmeichelnde Worte für unsern armen Paolo.

In dieser Gruppirung trafen die eintretenden Damen die Gesellschaft an, und Lavinia, die in Bezug auf ihren Freund Zweifel aller Art gequält hatten, war herzlich erfreut, zu sehen, wie demselben die ihm gebührende Aufmerksamkeit zu Theil wurde. Selbst bei der Unruhe und dem Geräusch, das nun entstand, ward er nicht vernachlässigt, denn Tante und Nichte begrüßten

ihn so freundlich, als er es nur irgend wünschen konnte. Weshalb erröthete er aber dennoch plötzlich und schaute bestürzt umher? Die Wahrheit zu gestehen, weil Fräulein Lavinia jenes Kleid trug, gegen das er so lebhaft Einspruch gethan am ersten Tage, als sie ihm sitzen sollte. Lag aber darin ein Unrecht, für ein Diner eine Toilette zu wählen, die dem Künstler zu modern geschienen für ein Portrait? Uns ist es, als ob wir auch den Leser unzufrieden fragen hören, was Paolo Fräulein Lavinia's Kleidung kümmere, wenn es sich nicht um ihr Bild handle.

Und wir geben dem Leser vollkommen Recht; nur müssen wir ihn bitten, zu bedenken, daß der Berichterstatter einer Erzählung eben so wenig verantwortlich ist für die Launen seiner dramatis personae, wie der Photograph für die Stumpfnase oder den schielenden Blick irgend welcher Person, deren Bild er aufzunehmen hat. Des Romanschreibers Pflicht ist es, die Eindrücke, welche die Personen seiner Erzählung empfangen, so wiederzugeben, daß der Leser dadurch ein deutliches Bild von den betreffenden Charakteren erhält, er hat aber weder für ihre Fehler und Launen einzustehen, noch dieselben zu rechtfertigen. Und um Genüge zu leisten unserer Pflicht als treuer Berichterstatter, dürfen wir nicht verschweigen, daß Fräulein Lavinia's Toilette auf unsern jungen Römer einen höchst unangenehmen Eindruck machte.

„Es ist servirt.“ Die wenigen Worte dieser offiziellen Meldung brachten die ganze Gesellschaft in Be-

wegung. Herr Jones sieht mit vorwurfsvollem Blick auf Frau Jones hin, die ihrerseits Hülfe suchend nach Lavinia schaut. Und Paolo, der sich nicht vom Platze rührt, bewundert, wie gewandt und graziös das junge Mädchen es versteht, durch freundliches Lächeln und anmuthig leichte Kopfbewegungen die verschiedenen Gäste zu paaren und den feierlichen Zug in Bewegung zu setzen. Die Flügelthüren, weit zurückgeschlagen, eröffnen dem geblendeten Auge den Anblick einer ganzen Reihe gallonirter Diener und einer prachtvollen Tafel voll unzähliger Kerzen, duftender Blumen und hellstem Krystall und Bergen von Silber.

Welcher Fuß, das sage uns, himmlische Muse, betrat zuerst dieses Heiligthum? Wer anders als der Graf? A tout seigneur tout honneur. Der erlauchte Repräsentant eines der ältesten Adelsgeschlechter Italiens weiß nichts, oder will nichts wissen von englischer Sitte und behauptet, dem insularischen Gebrauche trotzend, seinen Anspruch auf den Vortritt, indem er Frau Jones mit der würdevollen Ruhe und den feinen, gefälligen Formen in den Speisesaal geleitet, welche zwar durch lange Uebung künstlich nachgeahmt werden können, die aber die Natur als angeborene Gabe ausschließlich den Hochgeborenen verleiht. Die Gemahlin des Kapitän Paddock, am Arm des Hausherrn, lächelte bedeutungsvoll über das Versehen des Italieners, der Frau Jones zu der Unschicklichkeit veranlaßte, ihren Gästen voranzugehen. Dann folgten die Sterne zweiten Ranges, wie der Kapitän Paddock

mit Frau Piper, der Cavaliere mit Fräulein Lavinia. Die untergeordneten Gäste werden sich selbst überlassen und müssen dem Strome folgen.

Paolo benutzt die günstige Gelegenheit, endlich seinen Hut los zu werden, und nachdem Fräulein Lavinia mit anmuthiger Handbewegung ihm seinen Platz bezeichnet, setzt er sich ruhig zwischen Herrn Piper und den jungen Paddock nieder. Das war gerade der Platz, den er selbst gewählt haben würde, obgleich die Position wegen des neben ihm sitzenden jungen Nachbars, dessen weiße Kravatte in eben so lange spitze, als scharfe Zipfel endete, nicht gefahrlos schien. Aber er hat den Trost, außerhalb des Gesichtskreises der Frau Piper, nämlich an derselben Seite mit ihr zu sitzen, und kann außerdem, ohne daß es auffällt, vermeiden, zu oft dem Blick des Fräulein Jones zu begegnen, die ihm schräg gegenüber, zwischen dem Grafen und dem Cavaliere Platz genommen hat und demnach nicht sein direktes vis-à-vis ist.

Aber ahnt etwa der Undankbare, daß er diesen ihm zusagendsten Platz der ächt weiblichen Fürsorge seiner Schülerin verdankt, der es ausdrücklich verboten war, einen Maler zum Tischnachbar zu nehmen, wenn sie unter Grafen, Cavalieren und Kapitänen zu wählen hatte? Wie manche derartige zarte, ausschließlich dem weiblichen Geschlechte eigene Aufmerksamkeit bleibt unbeachtet, weil der derberen Natur der Männer die Empfindung für solche Rücksichten fehlt.

Anfangs ist der Ton der Gesellschaft steif und

langweilig, nach und nach belebt sich aber das Gespräch. Als der Madeira umhergereicht wird, bittet Herr Jones den Grafen, ihm seine Meinung über den Wein zu sagen. Der edle Gast kostet und schlürft und kostet wieder, und verlangt ein zweites Glas. Darauf verbirgt er, während allgemeinen Schweigens, sein Kinn einige Sekunden lang in der hohen Kravatte und giebt dann sein Urtheil dahin ab, daß dieses der beste, in Wahrheit der Kaiser aller Madeiras sei. Jetzt entsteht ein lautes Durcheinander von Stimmen, und der Kapitän Paddock stimmt dem Grafen mit Lebhaftigkeit bei. Herr Jones dringt in Frau Paddock, ebenfalls den Wein zu versuchen, und sie giebt der Bitte nach, behauptet aber, nichts davon zu verstehen. Der Graf Fortiguerra erzählt unterdeß in seiner pomphaften Weise von dem vortrefflichen, ein halbes Jahrhundert alten Madeira, den er am Tische seines erhabenen Verwandten Don Pedro, dem damaligen Kaiser von Brasilien, in Rio Janeiro getrunken habe, etwa um das Jahr sechs- oder siebenundzwanzig, als er ihn zuletzt besucht. Die Fortiguerras sind nämlich, wispert er laut genug, um nicht nur von Fräulein Jones gehört zu werden, mütterlicherseits mit dem Hause Braganza verschwägert. Das war bis heute fraglos der beste Madeira, den er je in seinem Leben getrunken, aber an diesen reichte er doch nicht heran, nein, dieser übertrifft ihn in der That bei Weitem.

Hierdurch in Hitze versetzt, sagte der Kapitän Paddock: er entsinne sich eines Festmahls, das der Herzog

von Aumale gegeben habe, — war es der Herzog von Aumale oder der Prinz von Joinville? — jedenfalls fand es auf der Rhede von — Aber der Kapitän muß auf einen günstigeren Augenblick warten, um seine Geschichte zu vollenden, da Herr Jones schon inmitten der lauten Erzählung des Wie und Wann ist, durch das er durch eine glückliche Verkettung von Umständen in den Besitz von drei Pipen dieses vortrefflichen Weines aus dem Keller Seiner königlichen Hoheit des Herzogs von — gelangt sei, und zwar in Folge des betrübenden frühen Todes dieses erlauchten Prinzen. Herr Jones gesteht, ganz besonders eigen in der Wahl seiner Weine zu sein und den Preis dabei nicht wesentlich in Betracht zu ziehen. Ein Stück trockenen Brodes, falls nöthig, aber ein gutes Glas Wein sei sein Motto. Man werde ja jedenfalls noch an seinem Château Margaux und seinem Champagner erproben, ob es ihm ernst sei mit seinem Motto. Uebrigens liebe er die französischen Weine nicht sonderlich, und eigentlich nichts was aus Frankreich stamme. Auch diese Bemerkung findet allgemeine Zustimmung. Man gebe ihm lieber, fährt er fort, alten ächten Portwein und Sherry, das wären die rechten Getränke für einen Mann, der ein wahrer Mann ist, und er dürfe sich schmeicheln, von beiden Weinen die erlesensten Sorten zu haben, wie er denn überhaupt für seine Weine einstehen könne; was indeß die Küche anbeträfe, da müßten seine verehrten Gäste schon Nachsicht üben. Man sei eben in Rom und damit Alles gesagt.

Von dem Glauben ausgehend, daß römisches Fleisch gar kein ächtes Fleisch, sondern nur eine schlechte Nachahmung englischen Fleisches sei, entschuldigte Herr Jones bei jeder neu aufgetragenen Schüssel in wahrhaft rührender Weise. Paolo's Gedanken schweiften bei dieser Art der Unterhaltung in die Vergangenheit zurück, und mitleidsvoll gedachte er des Lucullus und Vitellus, dieser — im Vergleich zu der gegenwärtigen Gesellschaft — notorischen Pfuscher der Gastronomie, die in dem Wahne lebten und starben, ganz erträgliche Soupers in Rom genossen zu haben.

Herr Jones ward durch die Erinnerung an seine Londoner Lieferanten ganz verstimmt, und zum Troste bestellt er sofort den Champagner. Denn welch' melancholische Ideen vermöchten diesem himmlischen, perlenden und schäumenden Labetrank zu widerstehen? Schnell versetzt er Herrn Jones in die beste Stimmung, und es fehlt auch nicht an anderen guten Weinen, ihn in derselben zu erhalten. Die drei Autoritäten des Gastmahles sind in vollstem Zuge. Der Kapitän bombardirt seine Nachbarn rechts und links mit dem Herzog von Aumale, dem Prinzen von Joinville und anderen Fürstlichkeiten. Der Graf jagt über die Pampas hin, wirft Lassos nach kostbarsten Rennern, trinkt und tauscht die Becher aus mit dem Diktator Rosas und der schönen Manuelita, und vergißt nicht zu erwähnen, wie er nur mit Noth der freilich süßen Fessel einer projektirten Heirath mit dieser reizenden Halbwilden entgangen sei. Herr Jones weiht unterdeß seine Tisch-

genossin Frau Paddock, die eine Russin von Geburt ist, ein in den Ruhm der englischen Konstitution, und setzt ihr auseinander, welche Stellung und Rechte der Aristokratie in derselben zuerkannt sind, und gedenkt dabei des ungerechten Vorwurfs, der ihr in Bezug auf ihre Exklusivität gemacht wird, welche er durch schlagende Beispiele widerlegt, indem er nachweist, wie die Aristokratie im Gegentheil immer bereit ist, die besten Männer des Landes in ihren Kreis aufzunehmen und sich zuzugesellen, ohne Rücksicht auf Rang und Geburt. Herr Jones betont jedes dieser letzten Worte besonders stark und scharf. Und in dieser Betonung lag die stille Hoffnung: wer weiß, ob nicht auch ich eines Tages ihr angehören werde?

Doch welch interessante Mittheilung, zu deren Bestätigung er sich schließlich an den Graf wendet, flüstert emsig unterdeß der Cavaliere Fräulein Lavinia zu? Es muß etwas Wichtiges sein, denn der Graf bricht plötzlich sein Gespräch ab; seine Zuhörer ihrem Schicksal überlassend, neigt er sich seiner schönen Nachbarin zu und dämpft seine tiefe Baßstimme bis zu einem Bühnengeflüster. Nachdem er Fräulein Lavinia die gewünschte Auskunft gegeben hat, scheint er leise darauf hinzudeuten, daß die Sache geheim zu halten sei, denn weshalb würde sonst Fräulein Lavinia laut genug, um es Paolo hören zu lassen, sagen: „Signor Mancini dürfe man das Geheimniß getrost anvertrauen, bei ihm sei es sicher geborgen.“

„Ohne Zweifel,“ stimmte ihr der Graf bei, worauf

die süßeste Stimme der Schöpfung Paolo sotto voce erzählt, daß ein Lorenzo di Credi, zwei Lionello Spadas und drei Canalettis für einen Spottpreis zu haben seien. Paolo ist seiner schönen Schülerin äußerst dankbar, daß sie wieder versucht ihn in das Gespräch zu ziehen, und ihm ist auch zuvor nicht entgangen, welch' heldenmüthige Anstrengung sie gemacht hat, des Kapitäns lebhafte Unterhaltung und seine Konfidenzen von der Tante ab auf ihn zu lenken. Wir müssen nämlich gestehen, daß es dem Kapitän trotz aller Anstrengung nicht gelungen ist, die allgemeine Aufmerksamkeit zu fesseln, weshalb er sich jetzt mit jenen Anekdoten vertraulich an die Wirthin gewandt, die ihm willig Gehör leiht, und in die er nun endlos hineinredet. Paolo aber, obgleich er den lebhaften Wunsch hegt, sich der liebenswürdigen Lavinia für so viel Aufmerksamkeit erkenntlich zu erweisen, darf dennoch nicht seine abweichende Meinung verhehlen, besonders weil er aus Erfahrung weiß, daß dergleichen Anerbietungen und Käufe nur zu gewöhnliche Fallen für Ausländer sind. Eine leise mißbilligende Kopfbewegung Fräulein Lavinia's und ein zorniger Blick des Cavaliere — der Graf, der in diesem Moment seine Zuhörer wieder weit über das Meer und diesesmal nach San Francisco führte, war zu entfernt, um Paolo's Bemerkung zu hören — sind der Dank, den Mancini für seine Aufrichtigkeit empfängt. Und es geschieht ihm recht. Denn ist es wohl nöthig immer die Wahrheit zu sagen? Nichts ist unhöflicher als die Wahrheit.

Weshalb, in aller Welt, kann er nicht mit Jedermann übereinstimmen, Alles recht und gut finden und Alles glatt und schnell beseitigen, was möglicherweise unangenehm berühren könnte? Die Sprache ist dem Menschen verliehen, um sich liebenswürdig dadurch zu machen, und daher ist es am gerathensten, die Wahrheit im tiefsten Grunde ihrer Quelle ruhen zu lassen.

Wird der politische Horizont Europas wolkenlos bleiben, oder sind Zeichen eines herannahenden Sturmes erkennbar? In einfachen Worten, wird der Friede aufrecht erhalten bleiben oder nicht? Diese wichtigen Fragen nehmen Herrn Jones' ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, als er in heiter angeregter Stimmung beim dritten Gang, der ihm endlich mundet, mit Wohlgefallen verweilt. Noch ehe er die Antwort Anderer abgewartet, bedauert er gestehen zu müssen, daß er im Westen sich dunkle Wolken zusammenballen sehe. Dinge und Namen, fährt er pathetisch fort, tauchen in gewissen Gegenden auf, die beleidigend sind für englisches Gefühl und englische Begriffe. Dinge und Namen, die England länger weder ertragen darf, noch ertragen will. Wie traurig auch der Gedanke an einen Krieg sein möge, besonders für nicht unbemittelte Leute, so habe Großbritannien doch Pflichten, gebieterische Pflichten der Ehre, und darum ist es je eher, je besser, daß man Frankreich ernst in seine Schranken zurückweise und ihm die britische Uebermacht fühlbar mache in einer gründlichen Niederlage.

Die königliche Marine, im Kapitän personifizirt,

stimmt den Ansichten des Börsenmannes durchaus nicht bei: England hat Nichts vom Westen, aber Alles vom Norden zu fürchten. Man richte sein Auge auf Herat! ruft der Kapitän. Dort liegt der verwundbare Fleck der englischen Bewaffnung. Denn Herat ist der Schlüssel für Indien, und es gilt Acht zu haben, daß Rußland es nicht in die Tasche steckt.

Herr Jones hält diese Furcht für völlig unbegründet, Herat sei ihm sicher genug, für Indien sei nichts zu fürchten, die Gefahr drohe einzig von Westen. Und wenn es eines Gewährsmannes für seine Ansicht bedürfe, gut denn, so wolle er nicht damit zurückhalten, daß vor noch nicht drei Monaten auf einem Diner des Lord-Mayors ihn eine hohe Persönlichkeit — der Name thue nichts zur Sache — bei Seite genommen und ihm vertraulich gesagt: „Herr Jones, die Großen der Börse müssen bei Zeiten gewarnt werden; es stehen enorme Wandlungen bevor in der Politik. Frankreich muß gedemüthigt werden.“ So lauteten buchstäblich die Worte des Lord Ballersdon. Die Bombe ist also doch geplatzt, und der Kapitän bricht in ein wahrhaft homerisches Gelächter aus, indem er sagt: Lord Ballersdon sei ein Narr, der, wie Jedermann wisse, in russischem Solde stehe. Man brauche nur Herrn Urksome deshalb zu befragen. Verlange man übrigens positive und zweifellose Auskunft über die russischen Absichten in Betreff Indiens, müsse er seine Autorität nennen, so könne er sich auf den Kaiser Nikolaus selbst berufen. Ja, Nikolaus selber habe ihm vor noch nicht sechs

Monaten in Moskau gestanden: „Kapitän Paddock, hätte ich zwanzig Männer wie Sie, binnen Jahresfrist wäre Indien mein.“ Das scheint doch klar genug, ruft stolz die königliche Marine, hinzufügend, darum wiederhole ich: man habe ein Auge auf Herat, man hüte sich vor dem Norden und halte ihn im Zügel.

Diese Warnung schleudert die königliche Marine mit solch' gewaltiger Stimme in die Gesellschaft hinein, daß sie bis zu dem Ohr der Russin, der Gemahlin des Kapitäns, dringt, die, ehrlicher als höflich, Herrn Jones ersucht, den Westen in Ruhe zu lassen und ihrem verehrten Herrn und Meister räth, den Norden ungeschoren zu lassen, sonst dürfte der Norden ihnen beiden seine Bärentatze zu fühlen geben. Der Kapitän, zornig und roth wie ein Truthahn, hat eine hitzige Antwort auf den Lippen, die aber das Eis, das eben umhergereicht wird, rechtzeitig kühlt, worauf eine allgemeine Pause entsteht. Mit dem Dessert tischt Frau Piper zur Abwechslung wieder einmal die Madiais auf. Der Augenblick ist aber nicht günstig, denn Niemand erinnert und Niemand kümmert sich um die Madiais, und da der Gegenstand keinen Anklang findet, tritt eine neue Pause in der Unterhaltung ein. Erschöpft blickt Frau Jones auf Frau Paddock hin, die den Blick versteht, und indem sich diese beiden von ihren Sitzen erheben, folgen die anderen Damen dem ihnen gegebenen Beispiel. Herr Jones eilt mit geflissentlicher Verbindlichkeit an die Thür, die er den Damen öffnet, welche gravitätisch das Zimmer verlassen. Wie gern würde Paolo ihnen ge-

folgt sein, da aber alle anderen Herren, wie der Wirth, ihre Plätze wieder einnehmen, sieht er sich ebenfalls genöthigt auszuharren.

Die übrigen Herren scheinen aber auf diesen Moment nur gewartet zu haben, denn sofort tritt eine befreite Stimmung voll lebhafter Scherze und jovialer Heiterkeit ein. Herr Jones, Kapitän Paddock und der Graf werfen mit großen Namen und wichtigen Staatsgeheimnissen wie um die Wette umher. Paolo jedoch ist tödtlich gelangweilt, und das babylonische Durcheinander der verschiedenen Sprachen schwirrt wild durch seinen Kopf. Fasse Muth, junger Künstler, Dein Mäcen ist gefunden! Der Graf, der Beschützer der Kunst, ist in gehobener Stimmung, und Dir, dem jugendlichen Talente, soll sie zu Gute kommen. Er erklärt es für eine Schande Roms, daß ein Künstler von solch' seltener Begabung, wie Signor Mancini, nicht in die rechte Sphäre gebracht würde. Das Genie bedarf der Ermuthigung, der Anerkennung, und die soll seinem jungen Freunde nicht länger fehlen, wenn des Grafen Fortiguerra Name noch Klang und Einfluß hat. Paolo soll in den geeigneten Kreisen genannt und bekannt werden, dafür wolle er Sorge tragen, und Seine Heiligkeit, ein vortrefflicher Kenner und Beschützer der Kunst, wie Seine Majestät der Exkönig von Baiern, von dem er dasselbe mit gutem Gewissen sagen könne, würden beide bald ihm angedeihen lassen, was er an Auszeichnung verdiene. Ihm sei freier Zutritt zu beiden Herrschaften verstattet, und mit De-

muth wage er zu gestehen, daß sie gütig genug seien, auf sein schlichtes Urtheil Werth zu legen. Sein junger Freund dürfe Alles hoffen.

Diese und ähnliche Versicherungen werden durch Winke und lebhafte Kopfbewegungen, bedeutsames Stirnrunzeln und Gestikulationen aller Art begleitet, die fast zu sehr an theatralische Darstellungen erinnern. Paolo ist ganz bestürzt. Was denkt sich nur der Mann bei all' dem Unsinn und den Grimassen? moquirt sich der Padre Nobile über ihn, oder will er ihn zum Besten haben? Aber ach! bald wird es nur zu klar, der Padre Nobile täuscht Niemand als sich selbst. Die guten Weine, in vollstem Maße genossen, haben ihn über die Gebühr erhitzt und er weiß nicht mehr die Grenze einzuhalten, deren Ueberschreitung jede Rolle in eine Karrikatur verwandelt. Vergeblich stößt der Cavaliere den Grafen an, um ihn aufmerksam auf sich selbst zu machen, tritt sogar ihm auf den Fuß und erinnert schließlich daran, daß es Zeit sei, sich zu den Damen zu begeben. Aber Fortiguerra zögert und trinkt noch ein Glas, bis er dann endlich aufsteht, worauf die Herren in den Salon schreiten.

Man hatte die Damen zu lange warten lassen, als daß sie nicht unangenehm davon berührt hätten sein sollen. Aber trotz ihres ungebührlich langen Ausbleibens schienen Herr Jones und der Kapitän Paddock noch so vertieft in die wichtige Frage über Indien und den bevorstehenden Krieg, daß sie sich nicht zutrauten, die Gesellschaft wesentlich erheitern zu können,

sondern, sich in den Hintergrund des Salons zurückziehend, ein bequemes Sopha aufsuchten, auf dessen weichen Polstern sie über der Welt Schicksale ungestört nachdenken, oder vielleicht auch ungestört träumen konnten. Auch der Cavaliere schien mit seinen Gedanken nicht ganz bei der Gesellschaft zu sein, schien präoccupirt, und selbst als er für Fräulein Lavinia das Notenblatt umschlug und dann sogar ein Duett mit ihr sang, verlor er seinen edeln Freund und Bundesgenossen nicht aus dem Auge. Alle diese Nebenumstände warfen einen trüben Schatten auf den Abend und flößten den Wunsch ein, das Beisammensein so viel als möglich abzukürzen. Frau Paddock gab das Zeichen zum Aufbruch und schnell folgten die anderen Gäste. Der Graf erlaubte sich, zu fragen, ob seine Equipage schon da wäre, wurde aber durch den Cavaliere erinnert, daß er ausdrücklich befohlen habe, sie solle nicht kommen. Frau Jones bot dem Grafen ihren Wagen an, er wollte aber nicht zugeben, daß für ihn noch zu so später Stunde angespannt werde, ihm sei ohnehin das Gehen zuträglicher, denn er halte sich an das Sprichwort: „Post coenam deambulabis,“ und das Diner habe sich so tief in die Nacht hineingezogen, daß man es füglich als ein Nachtessen betrachten könne. Wenige Minuten darauf hatten die Gäste alle den Palazzo Morlacchi verlassen, und Paolo, der sich zuletzt verabschiedete, fühlte sich am meisten befreit.

Der Graf und der Cavaliere gingen Arm in Arm schweren Schrittes nach Hause, der Haifisch und der

Pilotfisch, der erstere war in der sanftesten, der andere in der verdrießlichsten Stimmung.

„Schon gut, schon gut, sei nicht thöricht, was habe ich denn Unrechtes gethan?“ entgegnete der Graf auf alles Schelten seines Freundes.

Statt jeder Antwort zog der Kleine seinen Arm aus dem des großen, stattlichen Mannes, der, plötzlich der gefälligen Stütze beraubt, hin und her wankte und schwankte und eine starke Aversion gegen den geraden Weg bewies.

„Jetzt wird Dir klar werden, was Du gethan. Hast Dich wieder einmal in einen so thierischen, trunkenen Zustand versetzt, daß Du selbst nicht gerade gehen kannst.“

„Komm, komm, Freund,“ beschwichtigte der Graf, sich wieder auf den Arm des Cavaliere stützend; „die Grundmauern sind zwar etwas erschüttert, aber hier,“ auf die Stirn zeigend, „ist Alles frisch und klar. Spiritus promptus est; gieb mir irgend ein verwickeltes Thema, eine metaphysische oder mathematische Aufgabe, und überzeuge Dich selber.“

„Man kann sich auf Dich nie verlassen,“ fuhr der Cavaliere fort; „Du bist wirklich schlimmer als ein Kind; sobald Du eine Flasche siehst, dann ist es vorbei mit allen wohlüberlegten Rücksichten — verdammt sei der Wein!“

„Höre nun auf zu brummen, oder unsere Freundschaft hat für Zeit und Ewigkeit ihr Ende erreicht,“ sagte der Graf ernst und bestimmt. „Du weißt, daß

Vollkommenheit in keiner menschlichen Natur zu finden ist. So gut wie Andere habe ich meine Schwäche, und dieselbe findest Du bei Horaz, Cato, Luther, kurz bei allen großen Männern. Uebrigens laß Dir hierbei sagen, daß Männer meines Kalibers viel zu gefährlich sein würden, Dir und der ganzen Welt, wenn sie nicht auch ihre schwachen Seiten hätten. Du hast aber keine Ahnung von dem Kräfteaufwand, den die Erfindung solcher Geschichten erfordert, was es heißt, sie in jedem Detail durchzuführen und zu erzählen. Das ist geradezu erschöpfend, und der menschliche Organismus ist wie eine Lampe, die allgemach erlischt, wenn Du sie nicht rechtzeitig füllst, mein lieber Junge."

„Und die desgleichen thut, wenn Du sie überfüllst."

„Ich leugne Deine Beschuldigung absolut, denn ich überschreite nie die Grenze des Anstandes und der Schicklichkeit. Herr Jones und der Kapitän waren viel weiter gegangen als ich, das kannst Du nicht in Abrede stellen."

„Sie haben auch nichts zu fürchten," entgegnete der Cavaliere; „sie haben keine Rolle zu spielen und aufrecht zu erhalten wie Du."

„Das scheint wahr, und die Bemerkung lasse ich gelten," versetzte der Graf; „obgleich nur Gott allein weiß, ob nicht auch sie eine Komödie spielen. Es giebt mehr Schauspieler in der Welt, als Du Dir träumen lässest, und mehr oder weniger ist es jeder Mensch.

Aber das kümmert uns nicht, darum zur Sache. Ich habe einen köstlichen Plan ausgedacht."

„Schön, schön, wir wollen aber den Plan bis morgen ruhen lassen," bemerkte nachlässig der Cavaliere.

„Weshalb? Es bedarf dessen durchaus nicht," antwortete der Graf. „Ich will Dir beweisen und jetzt gleich, daß ich nüchtern bin und daß Du ein kleiner, undankbarer Wicht bist. Ja, mein Lieber, während Du mich anklagst und schmähst, martere ich mein Hirn, wie ich Dein Sort machen kann."

„Du bist zu gütig; was soll denn nun die Grundlage desselben sein?" fragte der Cavaliere.

„Fräulein Lavinia Jones, mein Freund. Sie scheint großes Wohlgefallen an Dir zu haben, und man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und daher sage ich, bemeistere Dich ihrer Hand und ihres Vermögens so schnell als möglich. Das ist mein Plan."

„Und der spricht außerordentlich für Deinen Scharfblick," spottete der Cavaliere. „Man so muß blind wie eine Fledermaus sein, um nicht zu sehen, daß Fräulein Jones und Mancini mit einander kokettiren; aber Du hast allerdings nur Augen für die Flasche."

„Glaubst Du das wirklich?" fragte der Graf halb beschämt. „Aber das thäte nichts, selbst wenn es der Fall wäre, denn nur dem Muthigen gehört die Welt. Tritt beherzt als Nebenbuhler auf und, zehn gegen eins, Du trägst den Sieg davon. Junge Mädchen schwärmen für nichts mehr, als für kleine Puppen, die sie in der Tasche umhertragen können. Ich weiß viele

derartige Beispiele anzuführen, wo Männer mit Gestalten wie ein Antonius, wie Mancini und ich, hintangesetzt und verrathen wurden zu Gunsten solcher Pygmäen wie Du. Frauen sind unberechenbar."

„Unberechenbar allerdings! Jedoch in dem gegenwärtigen Fall mag wer da will das Experiment machen und sein Glück versuchen, ich aber nicht. Es würde Amina's Herz brechen, und für zwanzig Fräulein Lavinias möchte ich ihr nicht eine Thräne entlocken. Man kann von seiner Schlauheit leben und doch noch Gefühl und Herz deshalb haben."

„Ja, Gefühl!" lachte der Graf laut; „mit dem Stein des Anstoßes auf Deinem Wege wirst Du nicht weit kommen. Aber wie ich zuvor sagte: Niemand ist vollkommen, wir haben Alle unsere Schwächen. Deine ist vorläufig die Liebe, meine die Flasche. Uebrigens ist es sehr schade um meinen vortrefflichen Plan, denn ich bin kein Neuling in diesen Dingen. Habe ich Dir schon erzählt, wie ich eine reiche Erbin für einen gewöhnlichen Flötenspieler von Profession kaperte?"

„Mehr als zwanzigmal," rief schnell der Cavaliere; „ich kenne die Geschichte auswendig."

„Um so besser; dann bist Du gewiß im Stande, mir einzuhelfen, wenn ich stecken bleibe oder Fehler mache, und zu beurtheilen, ob ich nüchtern bin. Wenn ich auch nur den unerheblichsten Umstand auslasse, sollst Du Recht haben. Die Geschichte spielte, wie bekannt, in Neapel und zwar vor dreißig Jahren. Mein

Flötenspieler, ein armer, aber beherzter Junge, machte also einer jungen Deutschen, einer Vogelscheuche von Häßlichkeit, dabei aber ungeheuer reich, eifrig die Cour. Trotzdem konnte die Holde zu keinem Entschlusse kommen und hielt den Flötenspieler von Woche zu Woche hin. Was war da zu thun? Ich arrangirte ein Duell und wir gingen nach dem Cascine; nein, nicht nach dem Cascine, wir waren ja in Neapel, ich bin etwas zerstreut, weiß aber ganz gut, was ich sage. Wir gingen also nach dem Posilipo, wechselten zwei Schüsse, natürlich ohne Kugeln, und mein Flötenspieler fiel bei dem zweiten Schuß todt zur Erde."

„Und heirathete nachher?" lachte der Cavaliere.

„Ganz natürlich, denn es stellte sich zur Zeit heraus, daß er nur schwer verwundet, nicht todt sei. Ganz Florenz glaubte an die Ente — ich meine ganz Neapel; ich bin in der That heut etwas zerstreut. Die Dulcinea war eben so getäuscht wie die übrige Welt und nahm großes Interesse an dem armen jungen Mann. Ach, so nahe dem Tode und, der Himmel weiß, um welch' geringfügiger Ursache willen. Es galt nichts Geringfügiges, mein Fräulein, sagte ich, das mich dem Tode in's Auge schauen ließ."

„Halloh!" rief der Cavaliere, „Du warst also der Flötenspieler?"

„Bewahre, der Flötenspieler sagte das. Verwirre mich doch nicht. Ich antwortete also der Goldperle: Mein Freund duellirte sich mit einem Bösewicht, der es gewagt hatte, einer edeln Dame üble Nachrede zu

halten. „Welcher jungen Dame?“ fragte das Fräulein schnell. Können Sie das nicht errathen? sagte ich. Und siehe da! meine Deutsche flammte auf wie ein Zündhölzchen. Nach einigen Wochen, sobald es sich bei der angeblichen Verwundung thun ließ, eilte mein Flötenspieler, den rechten Arm in einer Binde, zu seiner Dame. Ein Arm in der Binde um ihretwegen, das war unwiderstehlich, wie es in allen solchen Fällen unwiderstehlich ist, und gab der Sache den Ausschlag. Die Liebenden flohen, zur rechten Zeit erfolgte die Versöhnung mit den Verwandten, justae nuptiae nebst Segnungen und Jubel ohne Ende.“

„Ja, Alles war in Ordnung, nur nicht der Geldbeutel,“ unterbrach der Cavaliere. „Denn es stellte sich ja heraus, daß die reiche Erbin gar keine Erbin war, und der Flötenspieler erhielt für all' seine Mühe nichts als die Vogelscheuche. Das ist der wahre Ausgang der Geschichte, wie ich mich erinnere.“

„So ist's, so ist's,“ lachte der Graf aus vollem Halse. „Ha, ha, ha! nicht einen einzigen „Zwanziger“. Ha, ha! wie mich der Spaß amüsirte! Was er aber für ein Gedächtniß hat, der kleine, schlaue Bursche! Es ließe sich was aus ihm machen; er hat alles Zeug dazu, wenn nur die verdammte Liebe ihm nicht im Wege stände; aber mein Hals ist trocken wie Stroh, ja mein Hals —“

Doch der Graf war nicht länger im Stande sich noch aufrecht zu erhalten, und der Cavaliere, der allein mit ihm nicht mehr fertig werden konnte, mußte einen verspäteten Fußgänger bitten, daß er ihm helfen möge, den Trunkenen nach Hause zu geleiten.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.